

Alexander Kern
ERINNERUNGEN

8. Teil

1974
Sprachkurs





В РЕВЕЛЕ Я РОДИЛСЯ

Ich bin in Reval geboren

**Erinnerungen des Hermann Paul Kolb (geb. 1921)
aus Krieg und russischer Gefangenschaft 1945–53**

**Aufgezeichnet von Alexander Kern 1974–1982
nach Notizen im russischen
Sprachkurs VHS Itzehoe**

(Foto: Ivar Leidus CC BY-SA 3.0 ee)

INHALTSVERZEICHNIS

Die Stadt Reval	4
Einleitung	6
Hermann Paul Kolb	11
Anhang 1	24
Auszug aus Karl Marx: „Das Kapital“	24
Anhang 2	29
Auszug aus Pjotr N. Krasnow: „Der endlose Haß“	29
Anhang 3	31
Auszug aus Julius Tinzmann: „Das Klavier“	31
Anhang 4	33
Auszug aus „Erneuerung und Abwehr“	33
Anhang 5	37
Aus DIE ZEIT 14. 10. 1977	37
Anhang 6	39
Brief an Sohn Christoph	39



Reval
(heute:
Tallinn)
Olaikirche

(Foto:
Olga Iltenberg
CC BY 2.0)

DIE STADT REVAL

Estnisch: Tallinn

Russisch РЕВЕЛ (Rowjal)

Ursprünglich deutsche Siedlung.

1285 Hanse

1346 Stadt der Ordensritter

1227 Schloß

Dom 13. Jahrhundert

1330 Rathaus

Schwarzhäupterhaus

(spätgotisch)

St. Olaikirche 13./14. J.

1561 an Schweden



Tallinn, Dom (Foto: Ren12 CC BY-SA 3.0 ee)

Tallinn, Schwarzhäupterhaus
(Foto: Olaf Meister CC BY-SA 4.0)

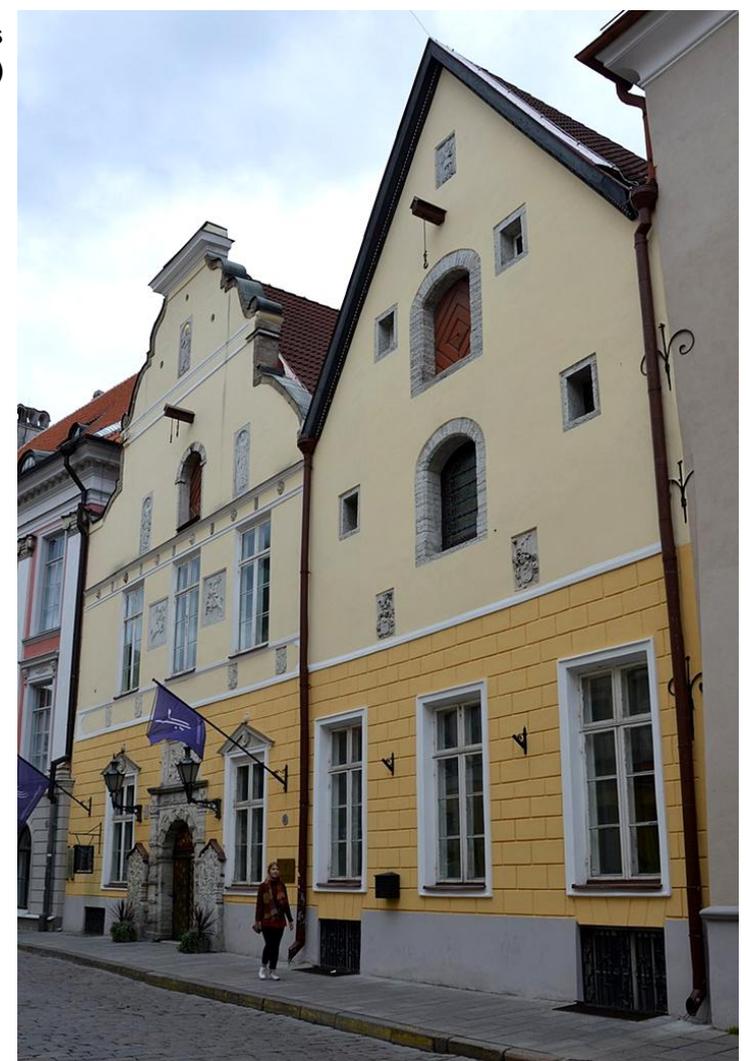
1710 an Russland

1920 Baltische Föderation: Estland – Lettland – Litauen

1940–1945 SS-Republiken

1945 von Rußland wieder zurückerobert
= (rechtlos) annektiert!

1980 Sowjetrepublik Estland



Tallinn, Rathaus
(Foto: Diego Delso CC BY-SA 3.0)

EINLEITUNG

Kleine Vorgeschichte meiner sprachlichen Bemühungen um „Русский язык“ (Russki jasuik), um die russische Sprache. Nachdem ich in den 60er Jahren schon zwei Russisch-Kurse an der VHS in Itzehoe absolviert hatte, dauerte es bis nach meiner Pensionierung (1973), daß ich meine Sprachstudien dort wieder aufnahm. Im November 1973 belegte ich in der russischen Sprache erneut einen Fortgeschrittenen-Kursus, zu denen ich mich nun langsam zählte. –

In den 2 ½ Kriegsjahren im Mittelabschnitt und in der Ukraine Sowjetrußlands, Juni 1941 bis November 1943, hatte ich mich auf recht primitive Art mit dieser Sprache beschäftigt. Zur Verfügung stand mir zunächst nur ein kleiner roter Militär-

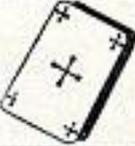
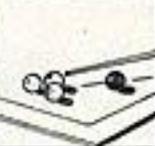


Sprachführer, der die nötigsten Vokabeln und „Rudimente“ der russischen Grammatik enthielt. Und warum diese Bemühungen? Erstens aus angeborener Neugier, was alle Sprachen betrifft (väterliches Erbe!!) und zweitens die Tatsache, daß unser Hauptverbandplatz in Mittelrußland (Ruthenien / Weißrußland) schon sehr bald nach Kriegsbeginn in russischen Dörfern und kleinen Städten auch die Zivilbevölkerung ärztlich mitversorgen musste, da alle russischen Mediziner zur roten Armee eingezogen waren oder – falls sie Juden waren – natürlich vor den Nazis geflohen waren. Als man in unserer San.Kompanie herausbekam, daß ich einige Worte Russisch sprechen und „sogar“ die cyrillischen Buchstaben lesen konnte, wurde ich hochtrabend zum „russischen Dolmetscher“ (переводчик) des HVP (2. Zug) „ernannt“.



Die äußerst primitive Verständigung mit der Bevölkerung durch Zusammenstellungen von Substantiven (Nominali) und Infinitiven, unberührt von jeglichen Deklinations- oder Konjugationsformen, war sehr unbefriedigend für mich, wenn auch „im Groben“ recht erfolgreich: Es klappte so eine Art Verständigung mit der „Matka“ (Frau) und dem alten „Pan“ (Mann), dem „malossün“ (kleinen Jungen) und der „krassiwaja marjécka djéwutschka“ (dem hübschen Mädchen).

Nach dem stereotypen Motto: „Вии яйцо сюда завтра приносить таблетки, пониматке“ (Wu ... juda, sawtra primusit tabletki) – „Sie kommen hierher morgen holen Tabletten, verstehen Sie?“, oder, wenn die Zivilisten sich bedanken: „Большое спасибо, господин врач!“ (Bolschoje spassibo,

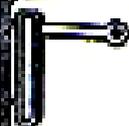
Im Café — В кафе			
			
Kaffee mit Sahne кофе с молоком kofe B malakom	Kuchen пирог pihrog	Torte торт tort	Kognak коньяк kanjak
			
Bier пиво pihwo	Zigarette папиреса papiroBa	Zigarre сигара Bigara	Zündhölzer спички Bpitschki
			
Spielkarten карты karty	Schachspiel шахматы schachmaty	Billard бильярд biljard	deutsche Zeitung немецкая Газет njemjetzkaja gaseta

gospodin wratsch) – „Vielen Dank, Herr Doktor!“ – war dann schon vieles geklärt.

Die lukrative Fortsetzung des Dialoges war dann die bald berühmte „Jaika-Praxis“ (яа = Ei, Plural яйца): „рублей, нет. может быть, пожалуйста мне яйца, или масло или молоко?“ – „Kein Rubel! Vielleicht, bitte, geben Sie mir Eier oder Butter oder Milch?“

Daraus entwickelte sich eine sehr nahrhafte und laufend ergänzte Quelle, die der OP-Mannschaft viel Gelegenheit zu Eierkuchenbacken, Brateiern und Spiegeleiern gab. Einer von uns bruzzelte eigentlich immer!

лук = Zwiebel, картофель = Kartoffeln (westliches Lehnwort) und капуста = Kohl aus den

Авто — Автомобиль			
			
Wagen автомобиль awtomobilj	Lenkrad руль ruľ	Wischer стекло-очиститель Stjekko-otščistitelj	Wischer сигнальный стекло Signalnaja Stjeklko
			
Scheinwerfer проектор projektor	Pumpe насос nasos	Wageneheber домкрат domkrat	Altschmier- paste für Maschinen нашёл для маши́н našel dlja mašinki
			
Schraub- schlüssel гаечный ключ gačecknyj kľjuč	Teekanne чайник для чая čajnik dla čajnika	Ökanne чайник для чая čajnik dla čajnika	Reifenrad каучуковое колесо kaučukowe kolčoko

Fahrzeuge — Автобус, грузовик, фургон и т. д.			
			
Motorrad мотоциклет motočiklet	Omni bus автобус awto-bus	Straßenbahn трамвай tramwaj	Karren тележка tjeložka
			
Mobilwagen фургон для перевозки мебели furgon dlja perewożki mebeli	Kollwagen платформа ploščitelka	Kastenwagen кузовка kuzowka	Geschäftswagen деловый weločiklet
			
Lieferwagen доставочный автомобиль dostawočnyj awtomobilj	Lastwagen грузовик gruowik	Schlepper трактор traktor	Planwagen фургон furgon

Gärten = из садов ergänzten die weniger farbige Palette des (aber immer nahrhaften) Kommiß-Eintopfes unserer Kompanie-Gulaschkanone. Wir dagegen gaben oft „хлеб“ (Kommißbrot) an die russische Bevölkerung ab, vor allem an die Kinder (малолетние), die uns darum anbettelten – mit Erfolg! Der russische „Tabak“ = махорка war nur ein pflanzlicher Wurzel-Ersatz, der – nach Angabe der Kameraden – in die Augen biß und auf der Zunge brannte. Danke, nein! (Ich selbst hatte daran kein Interesse, ich rauchte überhaupt nicht.)

Eine Zeitlang führte ich in meinem „illegalen“ Bücherkoffer auf dem OP-Wagen sogar einen umfangreichen Langenscheidt-Lehrgang der russischen Sprache (in 20 Lektionen) mit, den ich mir auf einem Urlaub (nach 22 Monaten Rußland!) gekauft hatte. Aber ich kam kaum dazu, in die Lektionen einzudringen: Dazu war die OP-Arbeit viel zu anstrengend und zeitfressend.

– o –

Eine etwas solidere grammatikalische Grundlage bekam ich erst ab 1962, lange nach dem Krieg, in den Sprachkursen an der Volkshochschule in Itzehoe. Mein erster Lehrer dort war Herr Steinweg, der die Sprache regulär schon vor dem 2. Weltkrieg studiert hatte. (Übrigens hatte Steinweg 4 blühende

Töchter, die jahrelang in meinen Kirchenchören „wie Lerchen“ mitsangen.)

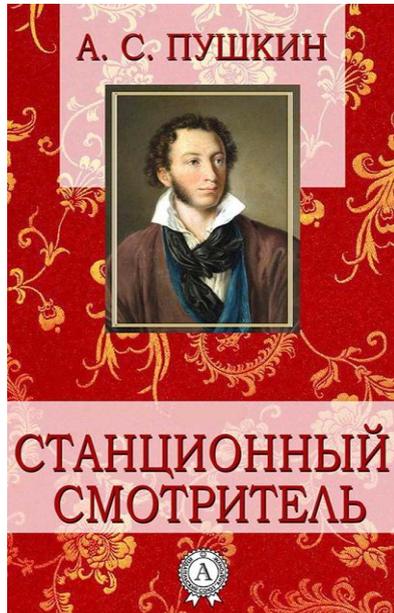
1973/74 war mein neuer Russischlehrer (VHS) Hermann Paul Kolb. Er sprach ein sehr gutes, weiches, melodisches Russisch, sehr gute Aussprache. Ich habe viel bei ihm gelernt.

Ich konnte Russisch immer viel besser lesen und übersetzen als sprechen und mich unterhalten, da ich hierzu gar keine



Gelegenheit hatte. (Habe ich doch 1975 fast die ganze Puschk-in-Novelle „Der Postmeister“ = Станционный смотритель aus dem Urtext übersetzt – wenn auch mit viel Mühe und noch mehr Zeit. Ich setze einen kleinen Abschnitt aus dieser Novelle hierher, zusammen mit der (wörtlichen) Übersetzung:

„Что такое Станционный смотритель? Сущий мученик четырнадцатого класса, отраженный такмо от побоев, и то не всегда.“ – Denn was stellt so ein Stationsvorsteher dar? Wirklich einen Märtyrer der vierzehnten (untersten) (Beamten-) Klasse, die schützt ihn durch seinen Rang höchstens vor Schlägen, und das auch nicht immer. (Soweit Puschk. Soweit die Vorgeschichte.)



Alexander Puschk
(1799–1837)



HERMANN PAUL KOLB

Eines Tages fragte ich – nach dem Russisch-Unterricht – unsern Lehrer Kolb: „Woher haben Sie Ihre ausgezeichneten russischen Kenntnisse, wo haben Sie sie erworben?“ Darauf Herr Kolb: „Ich bin in Reval, in Estland, am finnischen Meerbusen 1921 geboren, als Sohn eines reichsdeutschen Technikers, der dort nach dem 1. Weltkrieg ansässig wurde.“

Ich: „So sind Sie Baltendeutscher?“



Ein Funker der Wehrmacht in Russland 1941
(Bundesarchiv, Bild 101I-267-0148-04 / CC-BY-SA 3.0)

Kolb: „Nein, Reichsdeutscher. Unter Baltendeutschen versteht man die seit Jahrhunderten in Lettland, Livland und Estland ansässigen deutschen Adelsgeschlechter, meist Großgrundbesitzer. Mein Vater dagegen war Reichsdeutscher und wurde im Zug der Aktion ‚Heim ins Reich‘ der Deutschen im Baltikum 1936 nach Königsberg – Danzig umgesiedelt.

In Reval war ich mit Russisch und Estnisch aufgewachsen, neben dem Deutsch, das zu Hause gesprochen wurde. Nach unserem Umzug nach Königsberg und Danzig machte ich meine Fachprüfungen als Dolmetscher und wurde als solcher gleich zu Beginn des 2. Weltkrieges zum Heer eingezogen. Als Dolmetscher der Ost-Sprachen: Estnisch, Lettisch und Russisch. Die ganzen Kriegsjahre war ich bei einer Panzereinheit, die immer als ‚Feuerwehr‘ eingesetzt wurde, wo es gerade brenzlich war. Ich selbst arbeitete bei der ‚Funk-Abwehr‘: Wir hörten russische Funksprüche ab und dechiffrierten sie, oft bis zu 300 Funksprüche am Tage, um diese dann an das Armee-Oberkommando weiterzuleiten. Da hörte man so allerhand; das war eine hochinteressante Tätigkeit; denn wir ‚Sprachenfachleute‘ hörten alles ab und wußten sehr gut Bescheid über die Vorgänge gleich auf der ‚anderen Seite‘ der Hauptkampflinie. Ein besonderes Gebiet war die Entschlüsselung der russischen Geheimcodes, die natürlich häufig wechselten. Wir hat-

ten sieben Spezialabhörrgeräte, die auf ganz bestimmte russische Frontsender genau eingestellt waren. Ich war damals noch sehr jung, Offizier der Funkabwehr seit 1943, und erst am Tage nach meiner Gefangennahme, am 19. Mai 1945, wurde ich 24 Jahre alt.

Gefangennahme? Das kam so: Am 9. Mai 45 war unsere Einheit noch 50 Mann stark. Wir hatten uns beim Abbauen im Hinterland aufgehalten und versuchten uns nun mit unseren LKWs und einem Panzerspähwagen durch eine kleine tschechische Stadt „hindurchzuboxen“: Wir hatten noch genügend Schnellfeuerwaffen. Aber wir wußten auch, daß Partisanen bereits den Ort besetzt hatten. Wir brausten also mit „Caracho“ in die Stadt – aber: Es hagelte nur so aus den Fenstern der Häuser, links und rechts, in den sehr engen Straßen. Maschinengewehre, Handgranaten, Schnellfeuergewehre! Wir kamen da nicht durch, vor uns tauchte eine Straßensperre auf: Da lagen wir fest. In 10 Minuten bestand unsere Einheit nur noch aus 25 Mann. Da „verkrümelten“ wir Restlichen uns dann in kleinen Seitenstraßen und flohen aus der Stadt in die umliegenden Wälder. Zuerst hielten wir noch zusammen, alle 25 Mann; aber das waren zu viele, denn es gingen überall Streifen von regulären russischen Truppen und von tschechoslowakischen Partisanen, Tag und Nacht.

Wir mußten uns zehn Tage durchschlagen, ohne Essen! Es ging damals das Gerücht um: Wer noch über die Moldau kommt, der kommt in amerikanische Gefangenschaft: Das war unser Ziel. Aber unsere Gruppe war zu groß: 25 Mann, zuviele auf einem Haufen. So teilten wir uns auf in Fünfergruppen. Tagsüber verkrochen wir uns in den Wäldern, nachts marschierten wir: immer westwärts, Richtung Moldau.

Eines Nachts lagen wir fünf in einem Gebüsch, in einer kleinen Mulde, ganz eng aneinandergedrückt. Ich hatte im Liegen die MP im Anschlag auf der Brust, um bei dem geringsten Geräusch sofort schießen zu können. Ich war eingeschlafen – wir waren ja alle übermüdet – als ich vom Knacken eines Zweiges auffuhr und sofort hellwach war. Ich hob meinen Kopf ein wenig und sah, daß ein Männerkopf in fünf Meter Entfernung vorsichtig um einen Baum guckte. Ich wollte gerade schießen, als er halblaut rief: „Seid Ihr auch Deutsche?“

Sofort sprangen meine Kameraden hoch, und alles löste sich in Lachen auf. Es war ein Versprengter wie wir. Von da ab habe ich als Vorgesetzter jeden Abend Wachen eingeteilt, stundenweise. Und am 10. Tage – das heißt, am Morgen nach der 10. Nacht, kurz vor der Moldau, als wir wieder in einem Gebüsch kampierten, schlief unsere eingeteilte Wache ein, und wir wurden von dem Ruf: „Руки вверх!“ (Hände hoch) russi-

Deutscher Kriegsgefangener in Stalingrad



tschechischer Soldaten/Partisanen geweckt, die uns umstellt hatten. –

Ich, als einziger Offizier, wurde sofort jämmerlich verprügelt: So war ich in meinem ganzen Leben noch nicht geschlagen worden.

– 0 –

In der russischen Gefangenschaft habe ich meine russischen Sprachkenntnisse lange Zeit verschwiegen, und das war ganz

praktisch: Denn wenn wir (sehr häufig) verhört wurden, saß immer ein deutsch-russischer Dolmetscher dabei, ein „переводчик“ – und da ich die russischen Fragen des verhörenden russischen Offiziers genau verstand, hatte ich während der – meist holprigen und schlechten – Übersetzung des deutschen Dolmetschers immer genügend Zeit, mir meine Antworten zu überlegen. –

Stellen Sie sich vor: Ich habe damals ca. 80 Mal meinen Lebenslauf schriftlich abgeben müssen. Das machten die Russen so, um bei Varianten in den verschiedenen Fassungen einzuheften und – mißtrauisch, wie sie waren – uns falsche Angaben zu unterstellen. –

Natürlich war ich mir darüber klar, daß die Russen mich sofort „hochgehen“ ließen, wenn sie 1) meinen wirklichen Geburtsort Reval herausbekamen und 2) meine russischen Sprachkenntnisse spitzkriegten. Ich hatte aber von meinen Eltern, die aus Königsberg nach dem Westen geflohen waren, noch Ende 1944 Nachricht bekommen, daß sie in Itzehoe/Holstein gelandet wären und dort ein Unterkommen gefunden hatten. –

Als die Russen dann endlich herausbekamen, daß ich Russisch verstand – das war aber viel später, so um 1950 in Stalingrad – da hatte ich immer Itzehoe als meinen Geburtsort

angegeben. Nun gab ich ergänzend dazu an, daß ich Russisch auf einer Handelsschule in Hamburg gelernt hätte, auf Sprachkursen.

Damals, um 1950, vernahm mich ein Jude, der war bis 1933 in Hamburg gewesen und kannte deshalb Holstein und die ganze Umgebung genau. Das war schlimm für mich, denn damit wußte er viel mehr von meinem angeblichen „Geburtsort“ und meiner „Heimat“ als ich selber.

Ich wußte aber, daß ein wirklicher, ein echter Itzehoer Einwohner namens Nicolaus Bastiansen (Anmerkung: Er ist heute noch Mechaniker-Meister und Fahrrad/Nähmaschinenhändler in der Feldschmiede Nr. 22) in unserem Lager (3000 Gefangene) war. Den habe ich dann – kurz bevor er entlassen wurde – um eine Zeichnung gebeten, um einen Stadtplan von Itzehoe, Straßenzüge, Stadtteile, besondere Bauten usw. Ich habe damals zu meinem Mitgefangenen Bastiansen gesagt: Du hast mich ganz in der Hand, du kannst mich an die Russen verraten, aber ich bitte dich, mir zu helfen.

Er tat es; er zeichnete mir einen Plan der Stadt auf, den ich über Nacht auswendig lernte und dann vernichtete. Bei meinem nächsten Verhör durch den Juden aus Hamburg gab ich dann so nach und nach alles das wieder, was ich über Nacht



Bundesarchiv, Bild 1011-218-0506-31
Foto: Südtel | 1942, Sommer

bei dem Kameraden Bastiansen gelernt hatte von meinem „angeblichen Geburtsort“ Itzehoe in Holstein: zum Beispiel die Stadtgründung auf der Störschleife 810, Karl der Große – Kaiser-Karl-Schule hinterm Sandberg – Klosterhof mit Teich und Äbtissinnenhaus gleich neben der St. Laurentii-Kirche (Stadtbrand 1657) – Kreuzgang hinter der Klosterpforte – Schaumburger Grafen ab 12. Jahrhundert Herzöge von Holstein – Adolf VIII. † 1459 begraben in St. Laurentii – Vertrag von Ripen „ungedeelt“ 1460 – Straßen: Sandberg mit Baumanns Gesellschaftshaus (Tanzsaal) – Altes Hotel: Stadt Kiel –

Holzcamp – Jahrmarkt – St. Jürgen-Stift – Coriansberg – Freudenthal: 2 große Festsäle, Gartenlokal – Breite Straße mit der Steinburg – Neustadt – Burgbergwarft – Rathaus von 1695, Ständesaal 1848 – Delftorbrücke – Zementfabrik – Lägerdorfer Kreidegruben – Kremperweg – Nordoe-Tempel – Kremperheide – Breitenburgerstraße + Weg – Breitenburger Wald – Amönenhöhe – Störschleife – Breitenburger Fähre – Schloß = Wasserburg 1562 – Belagerung und Eroberung Wallensteins 1628 – dann nach Norden, von der Kirchenstraße: Feldschmiede – Dithmarscher Platz – Lindenstraße – Dreieckskreuzung am Gasthaus „Adler“: rechts Edendorferstraße –

Stadtteil Sude – Lehmwohld – Twietberge – links Heiligenstedter Chaussee – Oldenburgskuhle – Kirche Heiligenstedten 843 – Glockenstapel neben der Feldsteinkirche – alte holländische Zugbrücke, dahinter Schloß von Blome – weiter nach Osten: der Bismarck-Turm an der Rendsburger Chaussee – Oelixdorf – Lockstedter Lager usw. usw.

Das klang alles ganz echt, ganz passabel für den mich verhöhnenden russischen Offizier; aber ich hatte den Eindruck: Im Grunde hat er mir doch nicht geglaubt! Und er durfte auch gar nicht wissen, wie recht er hatte: Für mich waren das ja alles nur Namen – gesehen hatte ich von alledem noch nicht einmal eine Postkarte!“

– 0 –

„Wie die Russen im Gefangenenlager mit ihren eingeschleusten Spitzeln (oder ‚umgedrehten‘ deutschen Gefangenen) arbeiteten, dafür ein Beispiel. In Stalingrad (heute Wolgograd), 1952–53, war ich mit Hunderten von „немецкий“ = deutschen Kriegsgefangenen = das hieß bei den Sowjets = Kriegsverbrecher (!) monatelang eingesetzt beim Neubau eines großen Staatsgefängnisses. Eines Abends kam ein начальник (Vorgesetzter, Lagerkommandant, befehlshabender Leutnant) der Lagerwache mit seinem Vater, einem Oberst (полковник) der



roten Armee, zu unserm Arbeitsplatz auf dem Neubau-Komplex und zeigte ihm voller Stolz „seine“ Untergebenen, die Kriegsgefangenen seines Kommandos. Dabei sagte neben mir ein Mitgefangener-Kumpel zu seinem Nachbarn halblaut: ‚So ein Theater hätte mein Vater, der General war, nicht gemacht, wenn er mich mal bei meiner Einheit aufgesucht hätte!‘ Das war so um 18^h. Als das Arbeitskommando um 18¹⁵ ins Lager einrückte, stand am Tor schon ein Posten, der meinen Kameraden (den Sohn des Generals) mitnahm zum Verhör über diese Bemerkung.

Bei dieser Vernehmung hörte er alles wörtlich wieder, was er vor einer Viertelstunde seinem Nachbarn zugeflüstert hatte. So engmaschig war das Spitzelsystem im Gefangenenlager ausgebaut. Für einen Extraschlag „каша“ (Hirsebrei) verrät ein deutscher Spitzel im Dienst der Russen jeden seiner ehemaligen Kameraden.“

(Anmerkung: Das kann ich, Alexander Kern, auch aus meiner Gefangenenzzeit im Westen voll unterschreiben: Der beste Feind des Deutschen ist der Deutsche! Siehe Compound 15 im englischen Prisoner-of-War-Camp La Hulpe, südlich Brüssel, auf dem zähen Lehmboden des Schlachtfeldes von Waterloo, Winter 1945–46.)

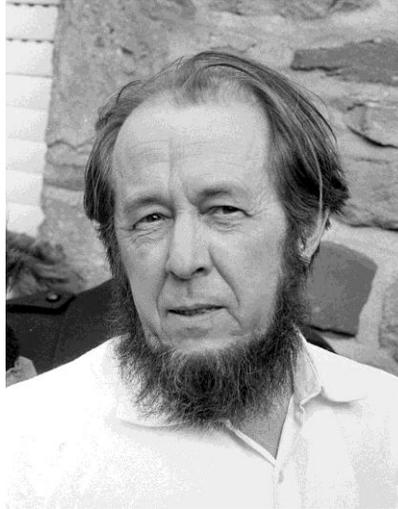


Herr Kolb – unser Russisch-Lehrer – sagte uns mehrfach während seiner Erzählungen aus der russischen Gefangenschaft: „Solschenizyn hat recht auf der ganzen Linie; seine Schilderungen der Gulags, der russischen Straflager, sind absolut wahr = ich habe sie gründlich kennengelernt.“

Und weiter: „Es gab (und gibt sie noch!?) in Rußland sogar Straflager, in denen die Lebenszeit auf 5, 10 oder 15 Jahre ‚befristet‘ ist, das heißt also, daß die Lebensbedingungen so schlecht sind, daß kaum jemand diese Zahl an Jahren dort überlebt (siehe ‚Menschenrecht in einer Militärdiktatur‘!).“

Alexander Solschenizyn
(1918–2008)

Als Stalin mit Adenauer ein Abkommen über die Entlassung aller Kriegsgefangenen bis 1949–50 getroffen hatte, wurden bei einer neuen Serie von Gefangenen-Vernehmungen in jedem Lager Extra-Baracken errichtet und mit Stacheldraht abgezaunt. Darin wurden bei Verhören dann die deutschen Landser wegen vollkommen nichtiger Vorwände – zum Beispiel wenn sie zugaben, Kohl zum Essen aus den Gärten der Kulaken geholt zu haben oder Balken von Scheunen abgesägt zu haben zum Heizen oder ein Huhn gekauft zu haben vom Bauern – dafür zu Strafen von durchschnittlich 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Nun waren sie danach keine Kriegsgefangenen mehr, sondern ‚gefährliche Kriegsverbrecher‘“.



Weiter Kolb, wörtlich: „Mit diesen Zehntausenden von sogenannten ‚Kriegsverbrechern‘ wollte man eine riesige Schar von ‚gerichtlich bestraften Verbrechern‘ schaffen, die man zur weiteren und späteren Erpressung Deutschlands, der deutschen Regierung sich ‚aufsparte‘. Diese Gemeinheit wurde in großem Stil betrieben. ‚Archipel Gulag‘ von Solschenizyn ist eine Darstellung der Wahrheit in Sowjet-Rußland. Diese Verbrechen an

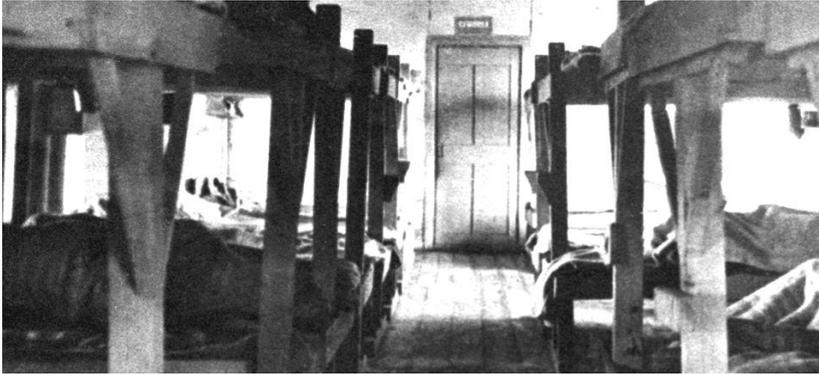
der Menschlichkeit werden noch heute, 1974, dort verübt“, so Kolb.

Herr Kolb berichtete weiter an einem anderen Abend des Kurses – 11. März 1974: „Kalt? Ja, was man hier in Holstein so Kälte nennt! Wir ‚плённый‘ waren auch bei großer Kälte (–30°) eingesetzt in Stalingrad beim Bau von sechs großen Wohnblöcken mit je 100 Wohnungen, deren ganzer Bezirk mit einem doppelten Stacheldrahtzaun umgeben war, schon beim Aufbau! Wir hatten erst beim Mauern und dann beim Einsetzen der Fenster und Türrahmen zu helfen. Wir waren da mehrere hundert Gefangene, die so ‚beschäftigt‘ wurden.“

Als die rohen Wände hochgezogen waren, hatten wir auch einen Teil der Backsteine ‚abgezweigt‘ für unsere Lagenunterkunft, für unsere Baracken. Jeder nahm dazu abends einen Stein unter der Jacke mit, das schaffte schon, bei ein paar hundert Leuten. So konnten wir langsam unsere Wohnbaracken immer besser gegen die Kälte schützen.

Aber was wurde da auf dem Baugelände alles geklaut!! Sie können sich das gar nicht vorstellen. Z. B. wurden für den Bau

Sowjetisches Barackenlager



hunderte von Türfüllungen geliefert, aus bestem Holz, sauber getischlert; ebenso – oder noch mehr! – viele hunderte von Fensterrahmen, die wir dann einbauten in die Fensternischen.

Es ist Ende November – Anfang Dezember saukalt, durchschnittlich -30° bis -40° . Wir stehen im Windschutz hinter den Mauerwänden. Da sehen wir, wie es die russischen Bauarbeiter machen. Einer sagt: ‚Noch einen Rahmen!‘ und verschwindet mit einem der fabrikneuen Fensterrahmen im Keller des Hauses. Die Russen sagten (ironisch): „больше теплота“ = „Mehr Wärme, mehr Herzlichkeit!“ Dann hört man es unten im Keller krachen, und die Stücke des Rahmens werden in ein altes Benzinfäß gesteckt, von dem ein Rohr nach draußen geht. Währenddessen sammelt sich alles aus dem Block – ob

Russe oder Gefangener – im Keller um diese erfreuliche Wärmequelle. So gehen Dutzende von Holzrahmen in Flammen auf. –

Natürlich waren zu Beginn des Wohnungsausbaues genügend Fenster- und Türrahmen geliefert worden; aber lange bevor die Bauten beendet waren, fehlten sehr viele der Fenster und Türen. Was machte da der натшальник, der aufsichtsführende Vorarbeiter? Er nahm sich von einem andern Bauplatz, was bei ihm fehlte; und so ging es weiter, eine Kette ohne Ende. Der Auftraggeber, der Bauunternehmer, der Polier, der einfache Bauarbeiter, Maurer oder Tischler = jeder klaute und jeder hatte Angst vor jedem! Und wenn mal ein Vorgesetzter einem Untergebenem Vorwürfe machen wollte, was übrigens selten vorkam, dann sagte dieser bestimmt: ‚Sei du man ganz ruhig, du hast vorige Woche zwei Eimer Farbe für deine Wohnung mitgenommen!‘

Manchmal kam es auch vor – bei auffällig viel fehlendem Material –, daß eine strenge Untersuchung von oben her angeordnet wurde. Dann setzten die betreffenden ‚Sünder‘ sich vorher zusammen, und es wurde dann so genau abgesprochen, daß so und soviel Fensterrahmen und Türfüllungen oder Backsteine oder Zementsäcke durch Transport oder sonst bei Anlieferung zum Bauplatz beschädigt oder zerstört worden waren

Wolga-Don-Kanal, 1. Schleuse
(Foto: Alexxx1979 CC BY-SA 4.0)

oder überhaupt ganz gefehlt hatten. Das war dann ‚Schwund‘, in Wirklichkeit waren es aber die ‚verheizten‘ oder für ‚private Zwecke‘ abgezweigten (das heißt: gestohlenen) Materialien. –

Wenn dieser ‚Raubbau‘ gar zu schlimm wurde, passierte es auch mal, daß ein paar der führenden Beamten oder Bauführer ganz plötzlich verschwanden. Man sah sie nie wieder. Sicher landeten die dann in einem Gulag – wie Solschenizyn es beschreibt.“

Aus einem weiteren Bericht am 25. März 1974 (nach eigenen Mitschriften nach der Erzählung Kolbs). An diesem letzten Abend unseres Russisch-Kursus an der VHS im alten Schulhaus am Delftor von Itzehoe erzählte Paul Kolb so nebenbei:

„Ich fand damals (wir hatten nichts zu lesen und waren wild auf alles deutsche oder russische Gedruckte), als ich im Lager von Stalingrad war und wir zu hunderten am Don-Wolga-Kanal arbeiteten, in der Lagerbibliothek eine Broschüre des Erzbischofs von Canterbury, des bekannten ‚roten Bischofs‘ (so sein Spitzname); sie stammte noch aus der

**William Temple (1881–1944),
Erzbischof von Canterbury**



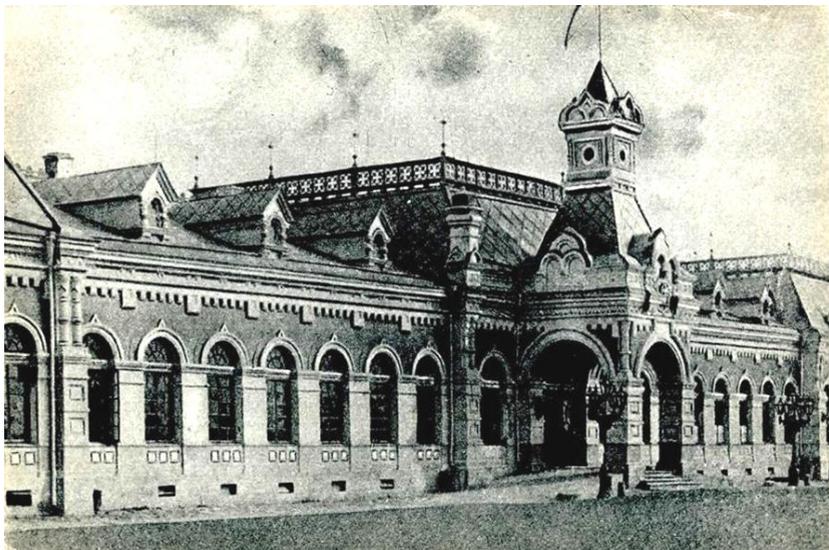
Zeit des Krieges, der Zeit des englisch-russischen Bündnisses und der ‚Freundschaft‘ der beiden so eng verbrüdereten Völker.

In dieser Schrift des stark kommunistisch angelaufenen anglikanischen Bischofs (schon ein Widerspruch in sich!) befand sich hinten ein Anhang mit allerlei Angaben über Landschaft, Flüsse, Leute, Agrarwirtschaft, Städte, Industrie, Eisenbahnen, Brücken in der UdSSR. Da mich alles interessierte, schrieb ich mir auf grobem Papier, das ich aus Zementsäcken schnitt, vieles davon ab.

Später wurden wir verlegt nach Swerdlowsk, das liegt im Uralgebirge. Bei der Ankunft in diesem Lager war – wie üblich –



Swerdlowsk, Bahnhof



große Filzung der neu angekommenen Plennis¹. In meinem Lumpenbündel fanden die NKWD-Offiziere (sechs waren da, und wir mußten und ganz nackt ausziehen, alles wurde uns abgenommen und untersucht) diese meine Aufzeichnungen. Was meinen Sie, was ich davon für Ärger (sic!) hatte: nächte-lang Verhöre über diese ‚Feld-, Wald- und Wiesenwahrheiten von Rußland! Die konnte man doch in jeder ausländischen Zeitung lesen!“

¹ Plenni – deutscher Kriegsgefangener

Und die Offiziere?

„– Ich wäre ein Spion, ein Verbrecher, ich hätte mir damit einen Plan gemacht für meine Flucht usw. usw. Tagelang hat man mich in die Mangel genommen. Es nützte nichts, ich konnte diesen bornierten Russen nicht klarmachen, daß alle diese Angaben aus einem offiziellen Lagerbibliotheks-Buch des Gefangenenlagers in Stalingrad stammte. Man glaubte mir nicht! Dabei konnte mir ein solcher Verdacht gar nicht mehr schaden, denn ich hatte ja längst meine ‚Strafe‘ von 25 Jahren Zwangsarbeit weg für angebliche Kriegsverbrechen (siehe oben).

Diese entwaffnend primitiven Typen der subalternen Offiziere des NKWD, die alle Verhöre durchführten! Und sowas von beschränkten Geistern, so ein billig oberflächlicher Denkprozeß! Und das Schlimmste: Solchen Typen, die der Durchschnitt waren, ist heute noch die Bevölkerung eines riesigen Landes ausgeliefert: mißtrauisch bis zum Letzten! Ängstlich vor jedem Vorgesetzten, brutal und selbstherrscherlich gegen Untergebene und vor allem natürlich gegen die ‚Kriegsverbrecher‘, die deutschen Gefangenen, alle deutschen Uniformträger.“

Kolb über die Erntepleite 1972 in der UdSSR (und 1975: statt 200 Mio. nur 137 Mio. Tonnen Weizen):

„Diese Mißernte, die dazu führte, daß Rußland gewaltige Mengen Weizen aus Amerika einführen mußte, damit die Bevölkerung nicht verhungerte, ist das Ergebnis einer beispiellosen Mißwirtschaft, einer völlig unfähigen Regierungsplanung. Alles war eine Riesenpleite der russischen Landwirtschaft, besonders auch der Kolchosenwirtschaft.

Gewiß hat es dort schon mal so etwas gegeben in den Jahren 1920–23. Aber damals hatten sich die Kulaken (Kleinbauern) geweigert, in den Kolchosen mitzuarbeiten, ihr kleines Anwe-

sen aufzugeben; sie hatten ihr Vieh abgeschlachtet, damit sie es nicht an die Städte abliefern brauchten. Da nahmen die Regierungskommissionen ihnen auch noch das letzte Saatgut weg. Drei Millionen Menschen sollen in den Jahren verhungert sein, besonders in der Ukraine. (Authentische Schilderungen von G. A. Gedat und in Krasnow: ‚Endloser Haß‘)

Aber 1971–72? Da war doch alles friedlich und im 3. Fünfjahresplan genau der Fortschritt festgelegt, eingeplant. Und nun dieses Versagen! Es ist eine Schande, daß so etwas möglich ist in einem Lande, das Anfang des Jahrhunderts seine halbe Weizenernte ins Ausland verkaufen konnte und zu Hause verhungerte keiner!

Und 1972: Desorganisation der russischen Regierung; in einem Land so reich an Wasser, an Bodenschätzen! Die UdSSR hat doch alles im eigenen Land, nicht nur Öl. Von meinen Mitgefangenen hörte ich von den großen, beinahe unerschöpflichen Edelerzgruben in Sibirien. Diese Kameraden haben dort unter unsäglichen Mühen, unter ganz primitiven Verhältnissen unter Tage arbeiten müssen, sie haben dort Gold, Silber, Platin gefördert, so zum Beispiel in Magnitogorsk im Ural, auch Edelsteine, vor allem Diamanten. Und die Bevölkerung muß jetzt hungern, laufend muß im Westen, in Kanada und Amerika, Weizen gekauft werden. Es ist ein Elend anzusehen, was die-



Sowjetische Gefangenenaakte

ses seit Jahrzehnten drangsalierte russische Volk, besonders seit 1917, seit der Revolution, dem Beginn des ‚irdischen Paradieses der Kommunisten‘, schlimmer als je zuvor erliden, erträgt. Die Leidenschaft dieses Volkes ist beinahe übermenschlich. Es ist ein Verbrechen, wie seit Jahrzehnten an diesem Volke gesündigt wird.“

—o—

Einige Anmerkungen über das Thema Post aus dem Westen für die deutschen Gefangenen. Herr Kolb:

„Ab 1951–52 begannen dann die Pakethilfsaktionen der deutschen Bundesregierung für die Gefangenen. Die Verteilung wurde von den Sowjets so gehandhabt, daß z. B. die Gefangenen mit den Anfangsbuchstaben K, L, M die Pakete aus Stuttgart bekamen; die Buchstaben G, H, J die Pakete aus Hamburg usw. Natürlich wurde jeder einzelne Gegenstand in den Paketen auseinandergenommen, um eventuelle ‚Spionageschriften‘ oder Zettel zu entdecken (es waren niemals welche darin, dank der Vorwarnung in Deutschland). Auch jede einzelne Zigarette wurde durchgebrochen, Konservendosen mit dem Seitengewehr durchstoßen. Dabei kam es oft vor,



daß durch die monatelange Reise und Lagerung der Pakete die Würstchen in den Dosen schlecht geworden waren. Dann fuhr dem neugierigen Natschalnik bei der Öffnung eine widerlich faulig stinkende Brühe ins Gesicht und auf die geschneigelte Uniform. Reaktion: Wütendes Geschimpfe! Aber auf wen sollten sie schimpfen, hätten sie die Dosen lieber zugelassen!

Oft wurden auch ganze Paketsendungen, Seriensen­dungen unterschlagen. Wir, die Gefangenen, konnten das nicht kontrollieren, da wir nie wußten, ob und wann solche Sendungen, die für uns bestimmt waren, angekommen waren. Wir merkten nur dann deutlich, was los war, wenn plötzlich unsere russischen Wachsoldaten alle deutsche Zigaretten rauchten.

Von der Zeit an, als diese Pakete ankamen, nannte man in der russischen Zivilbevölkerung im Ort um das Lager herum dieses ein ‚Wohlstandslager‘!

Die russischen Zivilisten kamen an den Stacheldrahtzaun unseres Gefangenenlagers und balgten sich mit den Wachtposten um leere Konservendosen, die wir weggeworfen hatten,

Deutsche Gefangene in der Sowjetunion



weil wir genug davon hatten! Diese leeren Konservendosen waren für die Zivilbevölkerung begehrte Gefäße für ihre Küchen.“

—o—

„Hier noch ein typisches Beispiel für den Bildungsgrad der unteren Militärchargen. Leicht komisch war folgende ‚wahre Begebenheit‘:

In unserem Gefangenenlager bestand ein guter Männerchor, der von einem begabten Sänger in regelmäßigen Proben geleitet wurde. Der Dirigent bat in Deutschland um Notenmaterial

für seinen Chor. Nach einiger Zeit erreichte auch eine Notensendung unser Lager. Alles aus Deutschland Kommende mußte sorgfältig von der Lagerleitung registriert werden. Nun konnte aber keiner der Chargen (Unteroffizieren und Feldwebel) Noten lesen. Es begann bei ihnen ein wütendes Rätselraten, ob es sich bei den Notenblättern um Geheimschriften, vielleicht um Spionagematerial handeln könnte. Dann stellte man sich die Frage, wie man diese Notenhefte in den Aufnahme- und Bestandslisten (und ohne die geht es nie in der UdSSR!) vermerken solle, könne.

Es kam dann zu der blamablen Situation, daß der Vorgesetzte dem Lagerschreiber diktierte: „Bääthoffen: пятьдесят граммов, Muusard: тридцать граммов“ (Beethoven: 50 Gramm, Mozart, 30 Gramm).

—o—

Soweit die Erinnerungen eines deutschen Offiziers in russischer Gefangenschaft. Erst 1953, nach 8 Jahren in Rußland, kehrte Hermann Paul Kolb nach Deutschland, nach Itzehoe/Holstein zurück.

AK 21. 4. 82 Salzuflen

ANHANG 1

Auszug aus Karl Marx: „Das Kapital“

ERSTER ABSCHNITT

WARE UND GELD

I. KAPITEL

DIE WARE

I. Die zwei Faktoren der Ware:

Gebrauchswert und Wert (Werts substanz und Wertgröße)

Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine „ungeheure Warensammlung“, die einzelne Ware als seine Elementarform. Unsere Untersuchung beginnt daher mit der Analyse der Ware.

Die Ware ist zunächst ein äußerer Gegenstand, ein Ding, das durch seine Eigenschaften menschliche Bedürfnisse irgendeiner Art befriedigt. Die Natur dieser Bedürfnisse, ob sie zum Beispiel dem Magen oder der Phantasie entspringen, ändert nichts an der Sache. Es handelt sich hier auch nicht darum, wie die Sache das menschliche Bedürfnis befriedigt, ob unmittelbar als Lebensmittel, das heißt als Gegenstand des Genusses, oder auf einem Umweg, als Produktionsmittel.

Jedes nützliche Ding, wie Eisen, Papier usw., ist unter doppeltem Gesichtspunkt zu betrachten, nach Qualität und nach Quantität. Jedes solches Ding ist ein Ganzes vieler Eigenschaften und daher nach verschiedenen Seiten nutzbar. Diese verschiedenen Seiten und daher die mannigfachen Gebrauchsweisen der Dinge zu entdecken, ist geschichtliche Tat. So die Erfindung gesellschaftlicher Maße für die Quantität der nützlichen Dinge. Die Verschiedenheit

der Warenmaße entspringt teils aus der verschiedenen Natur der zu messenden Gegenstände, teils aus Übereinkommen. Die Nützlichkeit eines Dinges, seine Eigenschaft, menschliche Bedürfnisse irgendeiner Art zu befriedigen, macht es zum Gebrauchswert. Aber diese Nützlichkeit schwebt nicht in der Luft. Durch die Eigenschaften des Warenkörpers bedingt, existiert sie nicht ohne ihn. Der Warenkörper selbst, wie Eisen, Weizen, Diamant usw., ist daher ein Gebrauchswert oder Gut. Dieser sein Charakter hängt nicht davon ab, ob die Aneignung seiner Gebrauchseigenschaften dem Menschen viel oder wenig Arbeit kostet. Bei Betrachtung der Gebrauchswerte wird stets ihre quantitative Bestimmtheit vorausgesetzt, wie Dutzend Uhren, Elle Leinwand, Tonne Eisen usw. Die Gebrauchswerte der Waren liefern das Material einer eigenen Disziplin der Warenkunde. Der Gebrauchswert verwirklicht sich nur im Gebrauch oder der Nutzung. Gebrauchswerte bilden den stofflichen Inhalt des Reichtums, welches immer seine gesellschaftliche Form sei. In der von uns zu betrachtenden Gesellschaftsform treten sie zugleich auf als stoffliche Träger des – Tauschwertes.

Der Tauschwert erscheint zunächst als das quantitative Verhältnis, die Proportion, worin sich Gebrauchswert einer Art gegen Gebrauchswerte anderer Art austauschen, ein zufälliges Verhältnis, das fortwährend mit Zeit und Ort wechselt. Der Tauschwert scheint daher etwas Zufälliges und rein Relatives vorzustellen, ein der Ware innerlicher, immanenter Tauschwert also ein Widersinn zu sein. Betrachten wir die Sache näher.

Eine besondere Ware, 1 Quarter Weizen zum Beispiel, tauscht sich in den verschiedensten Verhältnissen mit andern Waren aus, zum Beispiel mit 20 Pfund Stiefelwische oder mit 2 Ellen Seide oder mit $\frac{1}{2}$ Unze Gold usw.; dennoch bleibt der Tauschwert des Quarters Weizen unverändert, ob in Stiefelwische, Seide oder Gold ausgedrückt. Er muß also einen von diesen verschiedenen Ausdrucksweisen unterscheidbaren Gehalt haben.

Nehmen wir ferner zwei Waren, zum Beispiel Weizen und Eisen. Welches immer ihr Austauschverhältnis, es ist stets darstellbar in einer Gleichung, worin ein gegebenes Quan-

tum Weizen irgendeinem Quantum Eisen gleichgesetzt wird, zum Beispiel 1 Quarter Weizen sei gleich 2 Zentner Eisen. Was besagt diese Gleichung? Daß ein Gemeinsames von derselben Größe in zwei verschiedenen Dingen existiert, in 1 Quarter Weizen und ebenfalls in 2 Zentnern Eisen. Beide sind also gleich einem Dritten, das an und für sich weder das eine noch das andere ist. Jedes der beiden, soweit es Tauschwert, muß also auf dies Dritte reduzierbar sein. Dies Gemeinsame kann nicht eine geometrische, physikalische, chemische oder sonstige natürliche Eigenschaft der Waren sein. Ihre körperlichen Eigenschaften kommen überhaupt nur in Betracht, soweit selbe sie nutzbar machen, also zu Gebrauchswerten. Andererseits aber sieht der Tauschwert der Waren augenscheinlich ab von ihrer Nützlichkeit. Innerhalb des Austauschverhältnisses der Waren gilt ein Gebrauchswert gerade soviel wie jeder andere, wenn er nur in gehöriger Proportion vorhanden ist. Als Gebrauchswerte sind die Waren vor allem verschiedener Qualität, als Tauschwerte können sie nur verschiedener Quantität sein, enthalten also kein Atom Gebrauchswert.

Sieht man nun vom Gebrauchswert der Warenkörper ab, so bleibt ihnen nur noch eine Eigenschaft, die von Arbeitsprodukten. Jedoch ist uns auch das Arbeitsprodukt bereits in der Hand verwandelt. Abstrahieren wir, sehen wir ab von seinem Gebrauchswert, so abstrahieren wir auch von den körperlichen Bestandteilen und Formen, die es zum Gebrauchswert machen. Es ist nicht länger Tisch oder Haus oder Garn oder sonst ein nützlich Ding. Alle seine sinnlichen Beschaffenheiten sind ausgelöscht. Es ist auch nicht länger das Produkt der Tischlerarbeit oder der Bauarbeit oder der Spinnarbeit oder sonst einer bestimmten produktiven Arbeit. Mit dem nützlichen Charakter der Arbeitsprodukte verschwindet der nützliche Charakter der in ihnen dargestellten Arbeiten, es verschwinden also auch die verschiedenen konkreten, bestimmten Formen dieser Arbeiten, sie unterscheiden sich nicht länger, sondern sind allzusam reduziert auf gleiche menschliche Arbeit, abstrakt, schlechthin menschliche Arbeit.

Betrachten wir nun den Rest der Arbeitsprodukte. Es ist

nichts von ihnen übrig geblieben als dieselbe gespenstige Gegenständlichkeit, eine bloße Gallerte unterschiedloser menschlicher Arbeit, das heißt der Verausgabung menschlicher Arbeitskraft ohne Rücksicht auf die Form ihrer Verausgabung. Diese Dinge stellen nur noch dar, daß in ihrer Produktion menschliche Arbeitskraft verausgabte, menschliche Arbeit aufgehäuft ist. Als Kristalle dieser ihnen gemeinschaftlichen Substanz sind sie Werte – Warenwerte. Im Austauschverhältnis der Waren selbst erscheint uns ihr Tauschwert als etwas von ihren Gebrauchswerten durchaus Unabhängiges. Abstrahiert man nun wirklich vom Gebrauchswert der Arbeitsprodukte, so erhält man den Wert, wie er eben bestimmt ward. Das Gemeinsame, was sich im Austauschverhältnis oder Tauschwert der Ware darstellt, ist also ihr Wert. Der Fortgang der Untersuchung wird uns zurückführen zum Tauschwert als der notwendigen Ausdrucksweise oder Erscheinungsform des Warenwertes, der zunächst jedoch unabhängig von dieser Form zu betrachten ist.

Ein Gebrauchswert oder Gut hat also nur einen Wert, weil abstrakt menschliche Arbeit in ihm vergegenständlicht oder materialisiert ist. Wie nun die Größe seines Wertes messen? Durch das Quantum der in ihm enthaltenen „wertbildenden Substanz“, der Arbeit. Die Quantität der Arbeit selbst mißt sich an ihrer Zeitdauer, und die Arbeitszeit besitzt wieder ihren Maßstab an bestimmten Zeiteilen, wie Stunde, Tag usw.

Es könnte scheinen, daß, wenn der Wert einer Ware durch das während ihrer Produktion verausgabte Arbeitsquantum bestimmt ist, je fauler oder ungeschickter ein Mann, desto wertvoller seine Ware, weil er desto mehr Zeit zu ihrer Verfertigung braucht. Die Arbeit jedoch, welche die Substanz der Werte bildet, ist gleiche menschliche Arbeit, Verausgabung derselben menschlichen Arbeitskraft. Die gesamte Arbeitskraft der Gesellschaft, die sich in der Gesamtheit der Werte der Warenwelt darstellt, gilt hier als eine und dieselbe menschliche Arbeitskraft, obgleich sie aus zahllosen individuellen Arbeitskräften besteht. Jede dieser individuellen Arbeitskräfte ist dieselbe menschliche Arbeitskraft

wie die andere, soweit sie den Charakter einer gesellschaftlichen Durchschnitts-Arbeitskraft besitzt und als solche gesellschaftliche Durchschnitts-Arbeitskraft wirkt, also in der Produktion einer Ware auch nur die im Durchschnitt notwendige oder gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit braucht. Gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist Arbeitszeit, erheischt, um irgendeinen Gebrauchswert mit den vorhandenen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen. Nach der Einführung des Dampfwebstuhles in England zum Beispiel genügte vielleicht halb soviel Arbeit als vorher, um ein gegebenes Quantum Garn in Gewebe zu verwandeln. Der englische Handwerker brauchte zu dieser Verwandlung in der Tat nach wie vor dieselbe Arbeitszeit, aber das Produkt seiner individuellen Arbeitsstunde stellte jetzt nur noch eine halbe gesellschaftliche Arbeitsstunde dar und fiel daher auf die Hälfte seines früheren Wertes.

Es ist also nur das Quantum gesellschaftlich notwendiger Arbeit oder die zur Herstellung eines Gebrauchswertes gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, welche seine Wertgröße bestimmt. Die einzelne Ware gilt hier überhaupt als Durchschnittsexemplar ihrer Art. Waren, worin gleich große Arbeitsquanta enthalten sind, oder die in derselben Arbeitszeit hergestellt werden können, haben daher dieselbe Wertgröße. Der Wert einer Ware verhält sich zum Wert jeder andern Ware, wie die zur Produktion der einen notwendigen Arbeitszeit zu der für die Produktion der andern notwendigen Arbeitszeit. Als Werte sind alle Waren nur bestimmte Maße festgeronnener Arbeitszeit.

Die Wertgröße einer Ware bliebe daher konstant, beständig, gleich, wäre die zu ihrer Produktion erheischte Arbeitszeit konstant. Letztere wechselt aber mit jedem Wechsel in der Produktivkraft der Arbeit. Die Produktivkraft der Arbeit ist durch mannigfache Umstände bestimmt, unter andern durch den Durchschnittsgrad des Geschickes der Arbeiter, die Entwicklungsstufe der Wissenschaft und ihrer technologischen Anwendbarkeit, die gesellschaftliche Organisation des Produktionsprozesses, den Umfang und die

Kritik zu Seite 19!
Marx hat die Materie (das schöpferische Genie) vergessen:

Leinen/Flachs	Arbeitsweg ↓	Seide
Säen		Kokons abwickeln
Ernten		Färben
Wässern		Weben
Dörren		
Rösten		
Brechen		
Bleichen		
Färben		
Weben		
LÄNGERE Arbeitszeit: Also teurer!	?	KURZE Arbeitszeit: Also billiger!

Demnach müßten
10 Meter Leinen viel teurer sein
als 10 Meter Seide

Wirkungsfähigkeit der Produktionsmittel, und durch Naturverhältnisse. Dasselbe Quantum Arbeit stellt sich zum Beispiel bei günstiger Ernte in 8 Bushel Weizen dar, bei ungünstiger in nur 4. Dasselbe Quantum Arbeit liefert mehr Metalle in reichhaltigen als in armen Minen usw. Diamanten kommen selten in der Erdrinde vor und ihre Findung kostet daher im Durchschnitt viel Arbeitszeit. Folglich stellen sie in wenig Umfang viel Arbeit dar. Mit reichhaltigeren Gruben würde dasselbe Arbeitsquantum sich in mehr Diamanten darstellen und ihr Wert sinken. Gelingt es, mit wenig Arbeit Kohle in Diamant zu verwandeln, so kann sein Wert unter den von Ziegelsteinen fallen. Allgemein: Je größer die Produktivkraft der Arbeit, desto kleiner die zur Herstellung eines Artikels erheischte Arbeitszeit, desto kleiner die in ihm kristallisierte Arbeitsmasse, desto kleiner sein Wert. Umgekehrt, je kleiner die Produktivkraft der Arbeit, desto größer die zur Herstellung eines Artikels notwendige Arbeitszeit, desto größer sein Wert. Die Wertgröße einer Ware wechselt also direkt wie das Quantum und umgekehrt wie die Produktivkraft der sich in ihr verwirklichenden Arbeit.

Ein Ding kann Gebrauchswert sein, ohne Wert zu sein. Es ist dies der Fall, wenn sein Nutzen für den Menschen nicht durch Arbeit vermittelt ist. So Luft, jungfräulicher Boden, natürliche Wiesen, wildwachsendes Holz usw. Ein Ding kann nützlich und Produkt menschlicher Arbeit sein, ohne Ware zu sein. Wer durch sein Produkt sein eigenes Bedürfnis befriedigt, schafft zwar Gebrauchswert, aber nicht Ware. Um Ware zu produzieren, muß er nicht nur Gebrauchswert produzieren, sondern Gebrauchswert für andere, gesellschaftlichen Gebrauchswert.

Endlich kann kein Ding Wert sein, ohne Gebrauchsgegenstand zu sein. Ist es nutzlos, so ist auch die in ihm enthaltene Arbeit nutzlos, zählt nicht als Arbeit und bildet daher keinen Wert.

Von „ideellen“ Werten weiß Marx nichts.
Großer Gegensatz: Oscar Wilde

II. Doppelcharakter der in den Waren dargestellten Arbeit

Ursprünglich erschien uns die Ware als ein Zwieschlächti- ges, Gebrauchswert und Tauschwert. Später zeigte sich, daß auch die Arbeit, soweit sie im Wert ausgedrückt ist, nicht mehr dieselben Merkmale besitzt, die ihr als Erzeugerin von Gebrauchswerten zukommen. Diese zwieschlächtige Natur der in der Ware enthaltenen Arbeit ist zuerst von mir kritisch nachgewiesen worden. Da dieser Punkt der Springpunkt ist, um den sich das Verständnis der politischen Ökonomie dreht, soll er hier näher beleuchtet werden. Nehmen wir zwei Waren, etwa 1 Rock und 10 Ellen Leinwand. Der erstere habe den zweifachen Wert der 10 Ellen Leinwand.

Der Rock ist ein Gebrauchswert, der ein besonderes Bedürfnis befriedigt. Um ihn hervorzubringen, bedarf es einer bestimmten Art produktiver Tätigkeit. Sie ist bestimmt durch ihren Zweck, Operationsweise, Gegenstand, Mittel und Resultat. Die Arbeit, deren Nützlichkeit sich so im Gebrauchswert ihres Produkts oder darin darstellt, daß ihr Produkt ein Gebrauchswert ist, nennen wir kurzweg nützliche Arbeit. Unter diesem Gesichtspunkt wird sie stets betrachtet mit Bezug auf ihren Nutzeffekt.

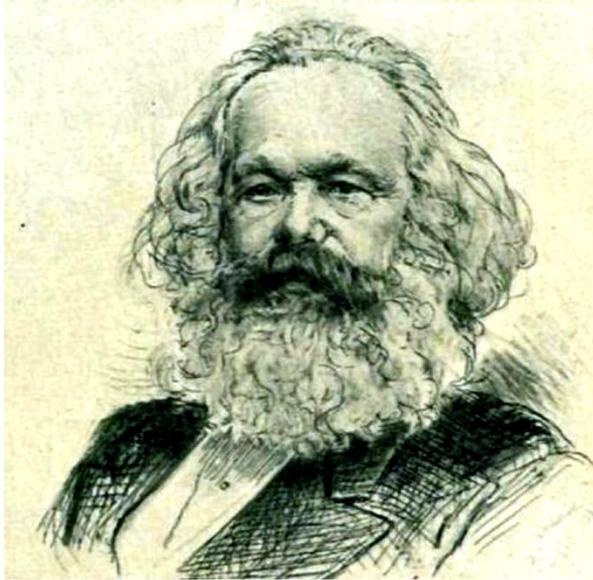
Wie Rock und Leinwand qualitativ verschiedene Gebrauchswerte, so sind die ihr Dasein vermittelnden Arbeiten qualitativ verschieden — Schneiderei und Weberei. Wären jene Dinge nicht qualitativ verschiedene Gebrauchswerte und daher Produkte qualitativ verschiedener nützlicher Arbeiten, so könnten sie sich überhaupt nicht als Waren gegenüber treten. Rock tauscht sich nicht aus gegen Rock, derselbe Gebrauchswert nicht gegen denselben Gebrauchswert.

In der Gesamtheit der verschiedenartigen Gebrauchswerte oder Warenkörper erscheint eine Gesamtheit ebenso mannigfaltiger, nach Gattung, Art, Familie, Unterart, Varietät verschiedener nützlicher Arbeiten — eine gesellschaftliche Teilung der Arbeit. Sie ist Existenzbedingung der Warenproduktion, obgleich Warenproduktion nicht umgekehrt die Existenzbedingung gesellschaftlicher Arbeitsteilung. In der

Also: Kunstgegenstände, Poesie,
Gemälde, Musik-Partituren, Plastiken

altindischen Gemeinde ist die Arbeit gesellschaftlich geteilt, ohne daß die Produkte zu Waren werden. Oder, ein näherliegendes Beispiel, in jeder Fabrik ist die Arbeit systematisch geteilt, aber diese Teilung nicht dadurch vermittelt, daß die Arbeiter ihre individuellen Produkte austauschen. Nur Produkte selbständiger und voneinander unabhängiger Privatarbeiten treten einander als Waren gegenüber. Man hat also gesehen: in dem Gebrauchswert jeder Ware steckt eine bestimmte zweckmäßig produktive Tätigkeit oder nützliche Arbeit. Gebrauchswerte können sich nicht als Waren gegenüber treten, wenn nicht qualitativ verschiedene nützliche Arbeiten in ihnen stecken. In einer Gesellschaft, deren Produkte allgemein die Form der Ware annehmen, das heißt in einer Gesellschaft von Warenproduzenten, entwickelt sich dieser qualitative Unterschied der nützlichen Arbeiten, welche unabhängig voneinander als Privatgeschäfte selbständiger Produzenten betrieben werden, zu einem vielgliedrigen System, zu einer gesellschaftlichen Teilung der Arbeit.

Dem Rock ist es übrigens gleichgültig, ob er vom Schneider oder vom Kunden des Schneiders getragen wird. In beiden Fällen wirkt er als Gebrauchswert. Ebenso wenig ist das Verhältnis zwischen dem Rock und der ihn produzierenden Arbeit an und für sich dadurch verändert, daß die Schneiderei besondere Profession wird, selbständiges Glied der gesellschaftlichen Teilung der Arbeit. Wo ihn das Kleidungsbedürfnis zwingt, hat der Mensch jahrtausendlang geschneidert, bevor aus einem Menschen ein Schneider ward. Aber das Dasein von Rock, Leinwand, jedem nicht von Natur vorhandenen Element des stofflichen Reichtums, mußte immer vermittelt sein durch eine spezielle, zweckmäßig produktive Tätigkeit, die besondere Naturstoffe besonderen menschlichen Bedürfnissen assimiliert. Als Bildnerin von Gebrauchswerten, als nützliche Arbeit, ist die Arbeit daher eine von allen Gesellschaftsformen unabhängige Existenzbedingung des Menschen, ewige Naturnotwendigkeit, um den Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur, also das menschliche Leben zu vermitteln. Die Gebrauchswerte Rock, Leinwand usw., kurz die Waren-



Karl Marx
(18618–1883)

körper, sind Verbindungen von zwei Elementen, Naturstoff und Arbeit. Zieht man die Gesamtsumme aller verschiedenen nützlichen Arbeiten ab, die in Rock, Leinwand usw. stecken, so bleibt stets ein materielles Substrat, ein stofflicher Rückstand zurück, der ohne Zutun des Menschen von Natur vorhanden ist. Der Mensch kann in seiner Produktion nur verfahren wie die Natur selbst, das heißt nur die Formen der Stoffe ändern. Noch mehr. In dieser Arbeit der Formung selbst wird er beständig unterstützt von Naturkräften. Arbeit ist also nicht die einzige Quelle der von ihr produzierten Gebrauchswerte, des stofflichen Reichtums. Die Arbeit ist sein Vater, wie William Petty sagt, und die Erde seine Mutter.

Gehen wir nun von der Ware, soweit sie Gebrauchsgegenstand, über zum Warenwert.

Nach unserer Unterstellung hat der Rock den doppelten Wert der 10 Ellen Leinwand. Dies ist aber nur ein quantitativer Unterschied, der uns zunächst noch nicht interessiert. Wir erinnern daher, daß, wenn der Wert von 1 Rock doppelt so groß als der von 10 Ellen Leinwand, 20 Ellen Leinwand dieselbe Wertgröße haben wie 1 Rock. Als Werte sind Rock und Leinwand Dinge von gleicher Substanz, gleichem Wesen, objektive Ausdrücke gleichartiger Arbeit. Aber Schneiderei und Weberei sind qualitativ verschiedene Arbeiten. Es gibt jedoch Gesellschaftszustände, worin derselbe Mensch abwechselnd schneidert und webt, diese beiden verschiedenen Arbeitsweisen daher nur Abänderungen der Arbeit desselben Individuums und noch nicht besondere feste Funktionen verschiedener Individuen sind, ganz wie der Rock, den unser Schneider heute, und die Hosen, die er morgen macht, nur Variationen derselben individuellen Arbeit voraussetzen. Der Augenschein lehrt ferner, daß in unserer kapitalistischen Gesellschaft, je nach der wechselnden Richtung der Arbeitsnachfrage, eine gegebene Menge menschlicher Arbeit abwechselnd in der Form von Schneiderei oder in der Form von Weberei zugeführt wird. Dieser Formwechsel der Arbeit mag nicht ohne Reibung abgehen, aber er muß gehen. Sieht man ab von der Bestimmtheit der produktiven Tätigkeit und daher vom nützlichen Cha-

rakter der Arbeit, so bleibt das an ihr, daß sie eine Verausgabung menschlicher Arbeitskraft ist. Schneiderei und Weberei, obgleich qualitativ verschiedene produktive Tätigkeiten, sind beide produktive Verausgabung von menschlichem Hirn, Muskel, Nerv, Hand usw. und in diesem Sinn beide menschliche Arbeit. Es sind nur zwei verschiedene Formen, menschliche Arbeitskraft zu verausgaben. Allerdings muß die menschliche Arbeitskraft selbst mehr oder minder entwickelt sein, um in dieser oder jener Form verausgabt zu werden. Der Wert der Ware aber stellt menschliche Arbeit schlechthin dar, Verausgabung menschlicher Arbeit überhaupt. Wie nun in der bürgerlichen Gesellschaft ein General oder Bankier eine große, der Mensch schlechthin dagegen eine sehr schäbige Rolle spielt, so steht es hier auch mit der menschlichen Arbeit. Sie ist Verausgabung einfacher Arbeitskraft, die im Durchschnitt jeder gewöhnliche Mensch, ohne besondere Entwicklung, in seinem leiblichen Organismus besitzt. *Die einfache Durchschnittsarbeit* selbst wechselt zwar in verschiedenen Ländern und Kulturperioden ihren Charakter, ist aber in einer vorhandenen Gesellschaft gegeben. Kompliziertere Arbeit gilt nur als *potenzierte* oder vielmehr *multiplizierte* einfache Arbeit, so daß ein kleineres Quantum komplizierter Arbeit gleich einem größeren Quantum einfacher Arbeit. Daß diese Reduktion beständig vorgeht, zeigt die Erfahrung. Eine Ware mag das Produkt der kompliziertesten Arbeit sein, ihr Wert setzt sie dem Produkt einfacher Arbeit gleich und stellt daher selbst nur ein bestimmtes Quantum einfacher Arbeit dar¹. Die verschiedenen Proportionen, worin verschiedene Arbeitsarten auf einfache Arbeit als ihre Maßeinheit reduziert sind, werden durch einen gesellschaftlichen Prozeß hinter dem Rücken der Produzenten festgesetzt und scheinen ihnen daher durch das Herkommen gegeben. Der Ver-

¹ Der Leser muß aufmerken, daß hier nicht vom Lohn oder Wert die Rede ist, den der Arbeiter etwa für einen Arbeitstag erhält, sondern vom Warenwert, worin sich sein Arbeitstag gegenständlich. Die Kategorie des Arbeitslohnes existiert überhaupt noch nicht auf dieser Stufe unserer Darstellung.

einfachung halber gilt uns im folgenden jede Art Arbeitskraft unmittelbar für einfache Arbeitskraft, wodurch nur die Mühe der Reduktion erspart wird.

Wie also in den Werten Rock und Leinwand von dem Unterschied ihrer Gebrauchswerte abstrahiert ist, so in den Arbeiten, die sich in diesen Werten darstellen, von dem Unterschied ihrer nützlichen Formen, der Schneiderei und Weberei. Wie die Gebrauchswerte Rock und Leinwand Verbindungen zweckbestimmter produktiver Tätigkeiten mit Tuch und Garn sind, die Werte Rock und Leinwand dagegen bloße gleichartige Arbeitsgallerten, so gelten auch die in diesen Werten enthaltenen Arbeiten nicht durch ihr produktives Verhalten zu Tuch und Garn, sondern nur als Verausgabungen menschlicher Arbeitskraft. Bildungselemente der Gebrauchswerte Rock und Leinwand sind Schneiderei und Weberei eben durch ihre verschiedenen Qualitäten; Substanz, Grundlage des Rockwertes und Leinwandwertes sind sie nur, soweit von ihrer besonderen Qualität abstrahiert wird und beide gleiche Qualität besitzen, die Qualität menschlicher Arbeit.

Rock und Leinwand sind aber nicht nur Werte überhaupt, sondern Werte von bestimmter Größe und nach unserer Unterstellung ist der Rock doppelt soviel wert als 10 Ellen Leinwand. Woher diese Verschiedenheit ihrer Wertgrößen? Daher, daß die 10 Ellen Leinwand nur halb soviel Arbeit enthalten als der Rock, so daß zur Produktion des letzteren die Arbeitskraft während doppelt soviel Zeit verausgabt werden muß als zur Produktion der ersteren.

Wenn also mit Bezug auf den Gebrauchswert die in der Ware enthaltene Arbeit nur qualitativ gilt, gilt sie mit Bezug auf die Wertgröße nur quantitativ, nachdem sie bereits auf menschliche Arbeit ohne weitere Qualität reduziert ist. Dort handelt es sich um das Wie und Was der Arbeit, hier um ihr Wieviel, ihre Zeitdauer. Da die Wertgröße einer Ware nur das Quantum der in ihr enthaltenen Arbeit darstellt, müssen Waren in gewisser Proportion stets gleich große Werte sein.

Bleibt die Produktivkraft, sage aller zur Produktion eines Rockes erheischten nützlichen Arbeiten unverändert, so

steigt die Wertgröße der Röcke mit ihrer eigenen Quantität. Wenn 1 Rock z. B. 3, stellen 2 Röcke $2 \times 3 = 6$ Arbeitstage dar usw. Nimm aber an, die zur Produktion eines Rockes notwendige Arbeit steige auf das Doppelte oder falle um die Hälfte. Im ersteren Falle hat ein Rock soviel Wert als vorher zwei Röcke, im letzteren Falle haben zwei Röcke nur soviel Wert als vorher einer, obgleich in beiden Fällen ein Rock nach wie vor dieselben Dienste leistet und die in ihm enthaltene nützliche Arbeit nach wie vor von derselben Güte bleibt. Aber das in seiner Produktion verausgabte Arbeitsquantum hat sich verändert.

Ein größeres Quantum Gebrauchswert bildet an und für sich größeren stofflichen Reichtum, zwei Röcke mehr als einer. Mit zwei Röcken kann man zwei Menschen kleiden, mit einem Rock nur einen Menschen usw. Dennoch kann der steigenden Masse des stofflichen Reichtums ein gleichzeitiger Fall seiner Wertgröße entsprechen. Diese gegensätzliche Bewegung entspringt aus dem zwieschlächtigen Charakter der Arbeit. Produktivkraft ist natürlich stets Produktivkraft nützlicher, konkreter Arbeit und bestimmt in der Tat nur den Wirkungsgrad zweckmäßiger produktiver Tätigkeit in gegebenem Zeitraum. Die nützliche Arbeit wird daher reichere oder dürrigere Produktenquelle im direkten Verhältnis zum Steigen oder Fallen ihrer Produktivkraft. Dagegen trifft ein Wechsel der Produktivkraft die im Wert dargestellte Arbeit an und für sich gar nicht. Da die Produktivkraft der konkreten nützlichen Form der Arbeit angehört, kann sie natürlich die Arbeit nicht mehr berühren, sobald von ihrer konkreten nützlichen Form abstrahiert wird. Dieselbe Arbeit ergibt daher in denselben Zeiträumen stets dieselbe Wertgröße, wie immer die Produktivkraft wechsle. Aber sie liefert in demselben Zeitraum verschiedene Quanta Gebrauchswerte, mehr, wenn die Produktivkraft steigt, weniger, wenn sie sinkt. Derselbe Wechsel der Produktivkraft, der die Fruchtbarkeit der Arbeit und daher die Masse der von ihr gelieferten Gebrauchswerte vermehrt, vermindert also die Wertgröße dieser vermehrten Gesamtmasse, wenn er die Summe der zu ihrer Produktion notwendigen Arbeitszeit abkürzt. Ebenso umgekehrt.

Alle Arbeit ist einerseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft im physiologischen Sinne und in dieser Eigenschaft gleicher menschlicher oder abstrakt menschlicher Arbeit bildet sie den Warenwert. Alle Arbeit ist andererseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft in besonderer zweckbestimmter Form und in dieser Eigenschaft konkreter nützlicher Arbeit produziert sie Gebrauchswerte.

„Audiatur et altera pars.“

(Auch die andere Seite soll gehört werden)

Kritiken dieses Kapitels von Karl Marx auf den folgenden Seiten

- a) aus Krasnow „Endloser Haß“
- b) Tinzmann „Das Klavier“

ANHANG 2

Auszug aus Pjotr N. Krasnow: „Der endlose Haß“
1938, Vier-Falken-Verlag, Berlin, Seite 143–147

Dialog zwischen Wolodja (geh. Parteimitglied der Roten) =
Vetter, und Shura, einer bürgerlich-christlichen Tochter =
Cousine:



Pjotr N. Krasnow
(1869–1947)

Wolodja: Ja, in der Partei, die gegen all das kämpft und gegen all dieses euer lächerliches Getue... Ich bin in der Partei, und nun sogar für immer und unwiderruflich... Und mein Großvater – ist Oberpriester in so einer Kathedrale!... Verstehst du das?... Nein?! Der Fluch des Blutes liegt auf mir! Und mit Blut... werde ich ihn abwaschen... Mit Blut habe ich ihn abgewaschen. Verstehst du? – Zum Teufel!... Zum Teufel mit dem ganzen Plunder... Religion, so ein Quatsch!... Marx...“
– Wolodja schlug mit der Hand auf den Einband des Buches – „Marx sagt, jede historische Periode hat ihre eigenen Gesetze, und wir treten in eine solche ein, in der wir die Fallstricke entfernen müssen... Ich habe schon damit begonnen. Keine Gewissensbisse!... Keine Schwäche!... Nerven... Eltern! Pah!! Zum Teufel mit ihnen!“

„Wolodja“, sagte Schura und versuchte krampfhaft ruhig zu bleiben. „Du hast mir dieses Buch zu lesen gegeben. Ich habe es gut und aufmerksam durchgelesen... Es ist einfach – ein dummes Buch. Und ich verstehe nicht, daß es auf dich einen solchen Eindruck gemacht hat. Du gehörtest doch stets zu den Gescheitesten in der ganzen Familie.“

„So, also ein dummes Buch! Das Kapital! von Karl Marx ist deiner Meinung nach ein dummes Buch! So, so!“

„Allerdings, ganz gewiß... Ein deutscher Jude, der nichts gelernt und nichts gesehen hat... Ein blasser Theoretiker, einer, der von Haß auf die Welt und die Natur geladen ist, hat es sich aus-

gedacht... Ein totes Buch!... Und ihr glaubt daran!... Studiert so etwas!... Mein Gott!... Wolodja!... Was soll das bedeuten?“

„Großartig!... Alexandra Borissowna Anton-skaja ist also klüger als Friedrich Engels, Peter Struwe – alle Kommentatoren und Verehrer Karl Marx’...“

„Nicht klüger, Wolodja, aber einfacher... Weniger verbildet... Dem Leben näher...“

Schura schlug auf gut Glück das Buch auf, kniff ihre schönen Augen zusammen und las:

„Der Tauschwert ist der sachliche Ausdruck eines bestimmten gesellschaftlichen Verhältnisses... Herr Gott... Wie schwer das klingt! Als ob ein Wagen mit Steinen durch den Sand fährt und die ungeschmierten Räder knarren. Verstehst du denn das wenigstens?... Ich nicht...“

„Was ist da groß zu verstehen? Im nächsten Satze wird alles erklärt: Waren – schreibt Marx –, in denen die gleiche Menge von Arbeit steckt oder die in demselben Zeitraum geschaffen werden, müßten darum auch den gleichen Preis haben...“

„Quatsch!... Und diesen Quatsch kannst du auswendig!“

„Quatsch?...“

„Nun natürlich!... Nach deinem Marx ist es so, daß zehn Meter Leinen und zehn Meter Seide ein und denselben Preis haben müßten, weil zu ihrer Herstellung die gleiche Arbeit verwendet worden ist und sie in demselben Zeitraum hergestellt werden können. Ja, mir scheint sogar, die

Seide müßte billiger sein... Denn Flachs muß man pflanzen, pflegen, wässern, pressen, schlagen – aber der Kokon der Seidenraupe ist fertiges Material... Dein Marx hat in seiner jüdischen Hast die Materie vergessen. Bei ihm wird der Wert der Waren nur gemessen an der verwendeten Arbeitszeit. Ich las es, und es schüttelte mich. Und Seiten um Seiten sind mit dieser idiotischen Hartnäckigkeit angefüllt...“

„Idiotischen?!“

„Nun ja!... Natürlich! Mit idiotischer Hartnäckigkeit schleimt er sich seitenlang über einen Rock und zehn Meter Leinen aus. Hoffnungslos blöde!“

„Ich kann das nicht finden.“

„Hör mal, Wolodja... Ein Anzug gleicht durchaus nicht dem andern... Ein Anzug, der von Nordenström gearbeitet ist, gleicht doch nicht einem, den Dolgopoloff in der Vorstadt zusammengeschustert hat, obgleich es sein mag, daß Dolgopoloff viel mehr Zeit darauf verwendet hat. Dein Marx verneint das Talent, das Schöpfertum, die Seele, die jemand in einen Gegenstand hineingelegt hat!... Die Gabe Gottes!“

„Ja, selbstverständlich...“

„Nun, siehst du... Du weißt, ich habe die Kunstschmiederei in der Stroganoffschule gelernt. Ist denn meine Arbeit gleich der von Benvenuto Cellini, oder gleicht sie der des Meisters Chlebnikoff? ... Raffael und Murillo sollen auf derselben Stufe stehen wie irgend so ein Malermeister – dorthin führt dein Marx... Ja, er hat begriffen,

was Persönlichkeit ist, er versteht etwas von Seelenkunde...“

„Ach, zum Teufel... Was hast du für Ideen! Das ist echt weibliche Logik.“

„Und woher hast du solche Ausdrücke?...“

„Das geht dich gar nichts an, mein liebes Kind! Sie stammen von Leuten, die die Gegenstände richtig sehen und darum auch der Wahrheit näherkommen. [Du sprichst von der Seele.] Aber wir wissen, daß es gar keine Seele gibt!“

„Fabelhafte Errungenschaft! Genau so wie unsere Soldaten, die es nicht als Sünde ansahen, einen Chinesen zu töten, weil er keine Seele hätte, sondern nur Dampf. Und solche Ansichten hast du auch!“ *(oder die 4/ die Juden 1944)*

„Noch schlimmere! Ich nehme sogar an, daß nicht mal der Dampf existiert.“

„Wolodja!...“

„Es ist einfach gar nichts da!“

„Laß das, Wolodja. Es ist jetzt keine Zeit zu philosophieren. Komm mit in den Saal. Die Mutter und wir alle haben mit soviel Liebe unsere Geschenke für dich aufgebaut. Du darfst dich nicht so hochmütig über die andern erheben wollen, Wolodja, und die abweisen, die dir so zusetzen sind.“

Schura erhob sich. Auch Wolodja stand auf. Er nahm seine Kusine scharf ins Auge und sagte leise:

„Was würdest du dazu sagen, Schura, ... wenn ich dir folgendes erkläre?... Ich habe soeben einen Menschen erschlagen... Nun?... Und spüre gar

keine Gewissensbisse!... Ich habe kein Gewissen, und er hat keine Seele... Nichts!...“

„Wolodja, laß diesen Unsinn! Es gibt Dinge, die man auch nicht einmal im Scherz aussprechen darf!“

Über Gewissen:

Der Mensch unterscheidet sich vom Tier dadurch, daß er abstrakt denken kann, daß er ein Gewissen hat. Der Mensch aber, der jegliche Gewissensregungen ablehnt, steigt zum Tier herab, ja, in Wirklichkeit steht er noch tiefer, denn er handelt gegen seine Einsicht, die ein Tier nicht hat.

Wenden!

Es folgt ein Zitat aus J. Tinzmann

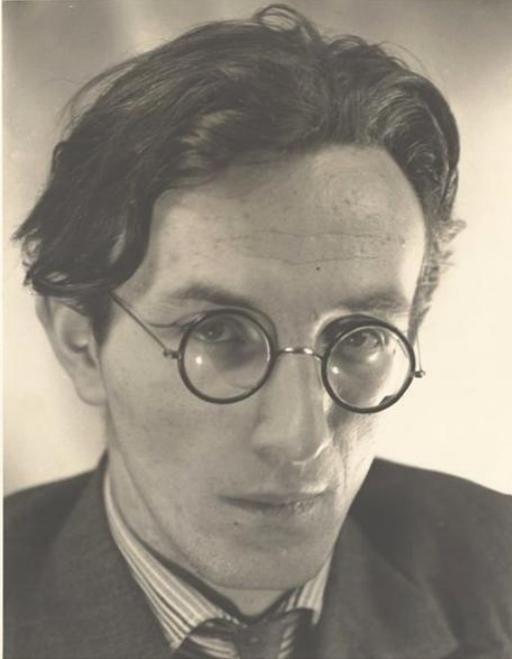
„Das Klavier“

2. Band, S. 279–281

Marx-Kritik über Baumwoll-Verspinnen.

ANHANG 3

Auszug aus Julius Tinzmann: „Das Klavier“



Julius Tinzmann (Foto: Kunstmuseum Moritzburg Halle/Saale [CC BY-NC-SA])

Eines Tages kam Franz Klein zu ihm an den Zeichentisch und fragte, wie es ginge.

»Mäßig«, meinte Paul. »Weshalb kommste zu uns?«

»Hab' versucht, euch was zu verkaufen, Borkowski, war aber nichts zu machen.«

»Das kann ich mir denken«, und weil Betriebsschluß war, wartete Franz Klein auf ihn.

»Was soll man von all dem halten?« fragte Paul, als sie schweigend die Straße entlanggingen.

»Was man davon halten soll?«

»Ich weiß nicht, Franz, man hört so viel und so Widersprechendes, ich werde nicht schlau daraus, aber es sieht böß aus.«

»Es wird sogar noch viel schlimmer werden, Paul, das ist die logische Entwicklung der Dinge, das war vorauszusehen.«

»Wieso?«

»Der Hochkapitalismus ist in das Stadium der Auflösung getreten, das ist die Krise, nicht nur bei uns, überall, das Großkapital ist fertig, die ganze Weltwirtschaft ist in voller Zersetzung, das ist ganz normal.«

»Normal nennst du das?«

»Das ist die normale, von Marx angegebene Entwicklung, hast du denn nie das ›Kapital‹ gelesen?«

»Nee, was für'n ›Kapital‹, für so was habe ich mich nie interessiert, Nationalökonomie, was?«

»Du machst Witze, Paul, Marxens ›Kapital‹ mußt du lesen, is'n Stück Arbeit, lohnt sich aber.«

»Hast du es?« fragte Paul.

»Kann ich dir geben, hol's dir mal von mir, können drüber reden.«

»Ich bin da«, sagte Paul und blieb vor dem farblosen Haus in der Alexandrinenstraße stehen, in dem er wohnte.

»Hier wohnst du also?« sagte Klein und sah an dem Haus empor.

»Nicht vorne, nach hinten, bescheiden, aber 'n ganz hübsches Zimmerchen, mir reicht's!«

»Kenne das, komm mal bei mir vorbei, abends, tagsüber lauf' ich ja 'rum, komm man, Wiedersehen!«

»Wiedersehen, Franz!«

»Haben Se mal Marx gelesen, Breske?« fragte Paul anderntags den Organisierten im Betrieb.

»Kennt doch jeder!« antwortete der Mann.

»Kennt also jeder, sagte sich Paul und ging wieder in seinen Glas- kasten.

»Marx?« meinte aber der Kalkulator neben Paul. »Wissen Se, Herr Doktor, auch so'n jüdischer Schwindel, aller Unsinn kommt von den Juden.«

»Begründer des Kommunismus«, sagte der Arbeiter, der die ›Rote Fahne‹ las.

»Jibt ja wohl noch andere Marxisten«, meinte der Gewerkschaftler.

»Revisionisten sind keine Marxisten!«

»Ihr habt de Weisheit mit Löffeln jefressen!«

Etwas Vernünftiges war über diesen Marx im Betrieb also nicht zu erfahren, Paul würde zu Franz Klein gehen müssen. Merkwürdig, ausgerechnet der, überlegte er sich. Es war warm und regnete.

»Ich bin nicht mehr bei Bleibaum«, erzählte Klein, »selbständiger Vertreter bin ich, bin da mein eigener Herr, verdienen is nich doll, aber soviel wie bei Bleibaum ist es allemal.«

»Ich wollte mir nur den Marx ausbitten!«

»Kannst du haben, schwierige Lektüre, wie gesagt, lohnt sich aber.«

Paul blieb den Abend über bei Kleins, es war ja auch ganz angenehm, wieder einmal an einem Familientisch zu sitzen. Wenn die Frau auch kaum redete, kochen konnte sie.

»Meine Frau hält nichts von Politik, leider«, hatte Franz Klein gesagt, als er mit hinunterkam, das Haustor aufschließen, »sie ist sehr religiös erzogen worden, sonst ein furchtbar lieber Kerl, wir kommen gut miteinander aus, aber meine politische Einstellung erschreckt sie, schwer, solche eingewurzelten Vorurteile zu beseitigen.«

Verheiratet sein muß auch nicht einfach sein, sagte sich Paul, als er durch die warme Nacht nach Hause ging, den dicken Band unter dem Arm, es hatte aufgehört zu regnen, dicht und schwer lag der Spätsommer in den Straßen.

Der Klein, ein Marxist, wer hätte das gedacht?

Weil der Tag darauf kein Arbeitstag war, sah Paul sich dieses Buch näher an. »Kritik der politischen Ökonomie«, war der Untertitel, und was in dem Buch stand, war wirklich keine einfache Lektüre. Abend für Abend las er und fing an, Notizen zu machen.

Es interessierte ihn, was er da las, aber je weiter er sich hineinlas, desto mehr beschlich ihn das Gefühl, es ginge ihm das alles nichts an. Ich bin es nicht gewohnt, versuchte er das wachsende Unbehagen zu erklären. Es ist mir ja nicht möglich, die Richtigkeit dieser Behauptungen zu kontrollieren.

Irgendwo spielte ein Radio.

»Da steht«, sagte er laut und las von neuem: »Nimm an, beim Ver-
spinnen der Baumwolle fielen täglich auf einhundertfünfzehn Pfund

fünfzehn Pfund ab, die kein Garn, sondern nur devil's dust – Wollstaub – bilden. Dennoch, wenn dieser Abfall von fünfzehn Prozent normal, von der Durchschnittsverarbeitung der Baumwolle unzertrennlich ist, geht der Wert der fünfzehn Pfund Baumwolle, die kein Element des Garns mensaucht in den Garnwert ein, wie der Wert der hundert Pfund, die seine Substanz bilden. Der Gebrauchswert von fünfzehn Pfund Baumwolle muß verstauben, um hundert Pfund Garn zu machen. Der Untergang dieser Baumwolle ist also eine Produktionsbedingung des Garns.»

Paul stand auf. »Klingt ja ganz plausibel! Nur die Rechnung stimmt nicht, fünfzehn Prozent von einhundertfünfzehn macht ...« Paul rechnete »fünfzehn Prozent von hundertfünfzehn Pfund Wolle sind siebzehnkommafünfzig Pfund Staub ...«, über zwei Prozent Ungenauigkeiten Kapitalisten werden sich für das Geschäft bedanken, warum wählst du Mann seine Beispiele so schlecht, das ist geschludert, was soll man von solcher Flüchtigkeit halten? Was er so sagt, kann ja stimmen, aber ich kann das nicht kontrollieren, und das, was ich kontrollieren kann, differiert um zwei Prozent.« Paul schlug den Marx zu.

»Na, wie geht's?« fragte Klein, der an Pauls nächstem arbeitsfreien Tag vorbeikam, er sah sich in Pauls Zimmer um. »So habe ich früher auch gehaunt. Was machst du heute?«

»Da!« antwortete Paul und zeigte auf Marx.

»Allerhand, du legst dich ja schön ins Zeug«, meinte Klein, die Notizzettel ansendend.

»Klein, guck dir das mal an ...« Und Paul hielt ihm seine Prozentrechnung hin.

»Was soll das denn?« fragte Klein überrascht.

»Stimmt nicht, zwei Prozent Ungenauigkeit bisher bei deinem Marx, ganz schön, was?«

»Wo sollen die zu finden sein?« fragte Klein barsch, als sei es völlig unmöglich und ein Sakrileg, im Kapital Ungenauigkeiten zu finden.

»Da ... auf Seite zwei-hundert-dreizehn.«

»Zeig her«, verlangte Klein und begann die Stelle aufzublättern, las, las noch einmal, kontrollierte auf Pauls Zettel die Nachrechnung und lachte, »zast recht, aber was soll das? Das ist doch unwichtig, ein Druckfehler oder ein Versehen, ist doch gleich, die Theorie stimmt, alles andere ist nebensächlich.«

»Das ist ein Fehler, Klein, den ich mir zum Beispiel nicht leisten kann, ich bege wofort auf die Straße, ich muß mit Prozenten umgehen können, und wenn ich Pech habe, kann ich wegen eines solchen Fehlers sogar ins Zuchthaus kommen, in der Politik nimmt man's anscheinend weniger genau ...«

»Das ist doch was anderes, du bist Techniker, das da ist ein unwichtiger Fehler in einer stimmenden Theorie, die Theorie stimmt.«

»Mit zwei Prozent Differenz, Klein!«

»Laß doch endlich mal diese dämlichen zwei Prozent ..., du kannst einen ja ganz wurr machen ...«

»Wo ich was von verstehe«, erklärte Paul unbeirrt, »da fallen mir Fehler auf, ich suche sie ja nicht, wer weiß, über wie viele ich schon hinweggelesen habe.«

»Fehler kommen überall vor, das da ist kein Fehler.« Klein schlug mit der Faust auf den aufgeschlagenen Marx. »Das grenzt an Albernheit, was du da treibst. Eigentlich wollte ich ganz was anderes bei dir, als über deinen unverdauten Marx mit dir reden, was machst du heute, was hast du vor, willst du nicht mal mitkommen?«

»Mitkommen«, fragte Paul amüsiert, »wohin denn?«

»In die Partei!«

»Du bist in einer Partei, Klein?«

»Warum nicht?«

»Gewiß, wenn man es für richtig hält!«

»Richtig halten, Paul, das ist doch keine Einstellung, du solltest dir so was mal ansehen ...«

Ansehen, mein Gott, dachte Paul, der fängt wie der alte Kunze an.

»Komm schon, kann nichts schaden, komm man!«

Und sie fuhren los.

»Wo fahren wir denn hin?« fragte Paul.

»Steglitz!«

»Hast du da deine Zelle?«

»Stimmt, kiek einer den Borkowski an, der weiß was vom Aufbau der Partei.«

»Kaum, Klein, was weiß ich schon!«

»Weißt du, daß man dich in der Partei kennt?« begann Klein von neuem.

»Wie denn das?«

»Mehr wohl deinen Namen, deinen Vater kennt man, Paul; wußt' ich auch nicht, daß der 'n oller Sozialist gewesen ist, neulich erst sagte es mir einer. Borkowski?« fragte der mich, »ist das ein Sohn von dem alten Doktor Karl Borkowski, war 'n juter Linksanwalt.« Klein lachte selbst über den Kalauer.

»Das war mein Vater, aber sag mal, wieso seid ihr eigentlich auf mich zu sprechen gekommen?«

»Ganz einfach«, meinte Klein sehr belustigt, »weil man in der Partei über jemanden redet, den man zum Mitglied haben möchte. Natürlich ist das die Sache deiner Straßenzelle im Bezirk, wo du wohnst.«

ANHANG 4

Auszug aus „Erneuerung und Abwehr“

Monatsblatt der Evangelischen Notgemeinschaft

13. Jahrgang Nr. 5 Mai 1978

Druck: 8806 Neuendettelsau

Der Kommunismus verfolgt alle Religionen, weil er selbst eine Religion ist: die Religion der endgültigen Diesseitigkeit.

Nikolai A. Berdjajew

Alexander Evertz

Der marxistische Staatsatheismus

Seitdem es in der Geschichte der Menschheit staatliche oder staatsähnliche Gemeinwesen gibt, hat zwischen Staat und Religionsgemeinschaft oder in christlichen Jahrhunderten zwischen Staat und Kirche eine enge Beziehung bestanden. Gewiß hat es dabei immer wieder Konflikte gegeben. Die alte griechische Überlieferung erzählt von dem Streit zwischen König Agamem-

non und dem Priester Kalchas, als die Griechen sich in Aulis zur Heerfahrt gegen Troja rüsteten. Durch das ganze Mittelalter hindurch zieht sich der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum. Aber alle solche Konflikte blieben in dem Rahmen der unbestrittenen Zusammengehörigkeit von Staat und Religion.

Es ist heute unter den Theologen allge-

← Er ist genauso
verbissen wie der
Islam (Iran!)

mein üblich, an dem sogenannten »Konstantinischen Zeitalter« kein gutes Haar zu lassen. Man macht es sich jedoch zu einfach, wenn man nur verurteilt. Die enge Beziehung zwischen Staat und Kirche in früheren Zeiten hat ihre guten und schlechten Seiten gehabt. Bedenklich wurde es immer, wenn die Kirche den Staat oder wenn der Staat die Kirche beherrschen wollte.

Heute kann in unserem Land nicht davon die Rede sein, daß sich die Kirche an den Staat anklammere. Sie ist sich ihrer Selbstständigkeit bewußt. Aber die Überzeugung, daß der Staat nicht nur aus eigener Machtvollkommenheit lebt, sondern seine letzte Legitimation von einer göttlichen Instanz erhält, ist auch bei uns noch nicht ganz ausgestorben. Das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland beginnt mit den feierlichen Worten: »Im Bewußtsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen... hat das deutsche Volk... dieses Grundgesetz beschlossen.« Die Väter des Grundgesetzes haben damit den Bezug zwischen Staat und religiösem Glauben bejaht.

Aber nun gibt es in unserem Jahrhundert etwas ganz Neues. Wenn man von dem blutigen Zwischenspiel in der französischen Revolution von 1789 absieht, haben sich in unserer Zeit zum ersten Mal Staaten mit dem Atheismus verbündet. In den kommunistischen Ländern ist der Unglaube in den Rang eines Staatsbekenntnisses erhoben worden.

1. Der geistige Ursprung

Die weltanschauliche Grundlage der kommunistischen Staaten ist der Marxismus, zu dessen wesentlichen Bestandteilen der Atheismus gehört. Heute wird das zwar oft bestritten. Manche meinen, der Atheismus sei nur ein entbehrliches Anhängsel der

marxistischen Ideologie. Aber diese Auffassung ist falsch. Der Atheismus gehört zum Marxismus wie das Ei zum Omelett.

Nun ist der marxistische Atheismus nicht eines Tages plötzlich vom Himmel gefallen oder, besser gesagt, unversehens durch einen Windstoß aus der Hölle auf die Erde geweht worden. Sein Ursprung ist in der geistigen Situation in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu suchen.

Die hochgemute Philosophie des deutschen Idealismus fand bei einem Teil der Epigonen einen beschämenden Ausklang. Die sogenannten Junghegelianer oder Linkshegelianer, die sich selber als akademische Nachwuchselite fühlten, wandten ihre geistigen Fähigkeiten an eine radikale Religionskritik. Aus ihren Reihen kam Ludwig Feuerbach, der 1841 sein Buch »Wesen des Christentums« veröffentlichte, das für viele eine Revolution ihres Denkens bedeutete.

Mit der »nagenden Kritik der Mäuse« zerstörten die Junghegelianer alle Religion. Sie wollten Gott »aus allen Schlupfwinkeln vertreiben«. Der Atheismus war für sie der philosophischen Weisheit letzter Schluß.

Aber nun bekam der Atheismus der Philosophen kräftige Schützenhilfe durch den naturwissenschaftlichen Materialismus, der zu den besonderen Merkmalen des 19. Jahrhunderts gehört. Die mechanistische Naturerklärung ging davon aus, daß die Welt nur aus mathematischen Formeln und physikalischen Realitäten bestehe. Man bildete sich ein, alles berechnen und erklären zu können. Für Gott war kein Raum und keine Wirkungsmöglichkeit mehr. Er geriet in Wohnungsnot und wurde arbeitslos.

Man muß diesen Hintergrund kennen, um erklären zu können, warum Karl Marx Atheist und Materialist wurde. Es gehört in

das Märchenbuch der Brüder Grimm, wenn immer wieder behauptet wird, das Versagen der Kirche in den sozialen Fragen des 19. Jahrhunderts habe Marx in die Feindschaft gegen alle Religion getrieben. Es wäre gut, wenn dieses Märchen endlich aus dem kirchlichen Schrifttum verschwinden würde. Feuerbach und die naturwissenschaftliche Zeitmeinung machten den Erzvater des Kommunismus zum Atheisten, bevor er sich überhaupt mit wirtschaftlichen und sozialen Fragen befaßte.

Marx war auch darin ein Kind seiner Zeit, daß er seine atheistische und materialistische Ideologie als Wissenschaft verkaufen wollte. Seine Anhänger reden bis zum heutigen Tage von ihrem »wissenschaftlichen Sozialismus«. Nach ihrer verschimmelten Auffassung hat die Naturwissenschaft bewiesen, daß es keinen Gott gibt. Sie bilden sich ein, ihr Atheismus sei wissenschaftlich begründet, dagegen sei der religiöse Glaube unwissenschaftlich. Marxismus und Wissenschaft stimmen angeblich überein.

2. Die widerlegte Wissenschaftlichkeit

Es ist gegen die Anhänger des Marxismus zu sagen, daß sie kein Recht haben sich auf das hohe Roß der Wissenschaft zu setzen. Ein atemberaubender Wandel im naturwissenschaftlichen Weltbild hat die marxistischen Voraussetzungen zunichte gemacht. Der Atheismus kann sich heute nicht mehr auf die Naturwissenschaft berufen.

Der Wandel im naturwissenschaftlichen Weltbild beruht nicht zuletzt darauf, daß die Materie selber problematisch geworden ist. Sie ist nicht etwas Starres und Totes, wie man früher annahm, sondern sie ist Energie, Impuls und Kräftefeld. Sie hat nach den Worten des englischen Physikers James Je-

ans (1877–1946) »Züge von geistiger Art«. Mit dieser Einsicht wird die Weisheit des alten griechischen Philosophen Anaxagoras wieder lebendig: »Der Geist ist das Prinzip aller Dinge.«

Wer an Gott glaubt, braucht sich angesichts dieser Sachlage nicht mehr länger als Hinterwäldler, als ein Mensch von gestern oder als ein Mann hinter dem Monde zu fühlen. Er kann auch in intellektueller Hinsicht ein gutes Gewissen haben. Die echte Naturwissenschaft unterstützt nicht den Atheismus, sondern sie hilft eher denen, die eine religiöse Anschauung vom Leben und von der Welt vertreten.

Der marxistischen Ideologie ist die Basis entzogen, aber die roten Funktionäre tun

Aus der Leugnung Gottes und des Menschen entspringen alle Unwahrheiten des Kommunismus.

Nikolai A. Berdjajew

weiter so, als hätten sie alle wissenschaftlichen Beweise für ihre Weltanschauung in der Tasche. Sie sind also nicht fortschrittlich, wie sie in ihrer Propaganda posaunen, sondern höchst reaktionär. Ihre angebliche Wissenschaftlichkeit ist längst widerlegt.

3. Die atheistische Diktatur

Der Marxismus ist nicht nur atheistisch, sondern auch unduldsam. Er setzt sich selbst absolut und will zum Gesetz für alle Welt werden. Die Religion muß vernichtet werden, wenn der Kommunismus kommen soll. Nach den Worten Lenins gibt es zwei

weisen Marxismus und Religion nur die Beziehung einer schonungslosen Feindschaft. »Wir müssen die Religion bekämpfen. Das ist das ABC des gesamten Materialismus, folglich auch des Marxismus.«

Diese Erklärung läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die weltanschauliche Grundlage der kommunistischen Staaten ist ein unduldsamer Marxismus mit seinem Atheismus und Materialismus.

Wir wissen, daß der Atheismus an sich nichts Neues ist. Schon im Alten Testament ist die Rede von den Toren, die da sagen: Es ist kein Gott. Atheismus hat es immer gegeben. Es gibt ihn in der ganzen Welt. Aber was es nirgendwo anders gibt, das haben wir in den kommunistischen Ländern vor uns, nämlich eine Diktatur, die die Verbreitung und Durchsetzung des Atheismus als Grundprinzip auf ihre Fahne geschrieben hat. Im kommunistischen Bereich ist der Atheismus die regierende Macht, die nichts anderes neben sich duldet.

Die Frage lautet nur, auf welche Weise der Kampf gegen die Religion geführt werden soll. Die klügeren Köpfe unter den Marxisten haben aus taktischen Erwägungen blutige Verfolgungen mit massenhafter Liquidierung von Christen abgelehnt. Friedrich Engels hat es als eine Dummheit bezeichnet, »der Religion einen derartigen Krieg anzusagen«, weil eine solche Kriegsansage das beste Mittel sei, die Religion zu beleben und ihr Absterben zu erschweren. Man werde damit »den Bismarck überbismarcken«, das heißt die Torheit des Kulturkampfes wiederholen.

Deshalb führt der kommunistische Staatsatheismus im allgemeinen den Kampf gegen die Religion durch intensive »Aufklärung« in Schulen und Fabriken, durch Ei-

nungung der kirchlichen Arbeit, durch die Benachteiligung junger Christen in ihrem beruflichen Vorwärtskommen, durch Einschüchterung und Schikanen. Daneben werden besonders aktive Vertreter religiöser Anschauungen verhaftet und in Arbeitslager oder Irrenanstalten eingewiesen. So verschwindet mancher in der Wolfsschlucht des atheisstischen Terrors von oben.

Vor über 40 Jahren hat der Arbeiterführer und Schriftsteller August Winning sein Urteil über Marx in folgende Sätze zusammengefaßt: »Es gibt Menschen, deren Wesen ihr ganzes Leben lang nichts als Liebe ausströmt, wie etwa der Pastor Bodelschwingh. Es gibt andere Menschen, deren ganzes Wirken vom Haß genährt, vom Haß bestimmt ist. Solch ein Mensch war Marx. Man muß seinen Briefwechsel lesen, um dessen inne zu werden.«

Der Marxismus trägt die Wesenszüge seines Urhebers. Er ist »eine pseudo-humanistische Herrschaftsideologie«. Unter der Maske der Humanität wird ein totaler Machtanspruch erhoben. Unter den roten Fahnen ist der Mensch ein unfreies Wesen. Der russische Historiker Boris Paramanow sagt, der Marxismus führe notwendiger Weise zur Unterdrückung.

4. Unsere Stellungnahme

Es gibt heute in den christlichen Kirchen nicht wenige, die sich energisch gegen jede Form von »Antimarxismus« oder »Antikommunismus« wenden. Sie sind der Meinung, es dürfe keine »christliche Front« gegen den Kommunismus aufgerichtet werden. Der Theologieprofessor Heinrich Vogel hat auf der letzten gesamtdeutschen Synode gesagt: »Ihr müßt den Kommunismus totlieben.«

Haß



Ludwig Feuerbach
(1804–1872)



August Winnig
(1878–1956)

Wer hier anderer Auffassung ist, wird als «kalter Krieger», als Störenfried der Spannungsbemühungen, als Feind des Friedens und als Halb- oder Viertelchrist eingestuft.

Der Gegensatz zwischen Glaube und Unglaube, zwischen Christentum und Atheismus darf nicht verwischt werden. Wir sind gefordert, der Gottlosigkeit zu widersprechen. Hier gibt es für uns Christen eine allgemeine geistliche Wehrpflicht, bei der es keine Wehrdienstverweigerung geben darf.

2
Oft beruft man sich auf marxistische Abweichler wie Ernst Bloch oder auf den Tschechen Vítězslav Gardavský, der das Buch geschrieben hat: «Gott ist noch nicht ganz tot.» In diesem Buch wird der unsinnige Versuch unternommen, die Bibel atheistisch zu interpretieren. Gott ist in dieser Sicht «der Sammelpunkt aller Möglichkeiten des Menschen». Es ist klar, daß damit das große Thema der Bibel total verkannt wird. Wer Gott leugnet, kann sich nicht auf die Heilige Schrift berufen. Aber es gibt bekanntlich nichts, was es nicht gibt.

Die christlichen Kirchen brauchen eine ernste Besinnung auf ihre Glaubensgrundlagen und große geistige Klarheit, um die Geister der Zeit recht prüfen zu können. Sie brauchen darüber hinaus viel moralischen Mut und gläubige Standfestigkeit. Sonst können sie gegen den Atheismus im eigenen Haus und gegen den militanten Atheismus draußen nicht bestehen.

Bei aller gebotenen Zurückhaltung bleibt doch vieles, was geschieht, unverständlich. Der Moskauer Patriarch Pimen hat vor kurzem in einer Botschaft an Staatschef Brechnew die Oktoberrevolution von 1917 gewürdigt. Es heißt darin, die Sowjetunion sei zu einem «Leitstern für Millionen Erden-

8

Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch sät, das wird er ernten. !!

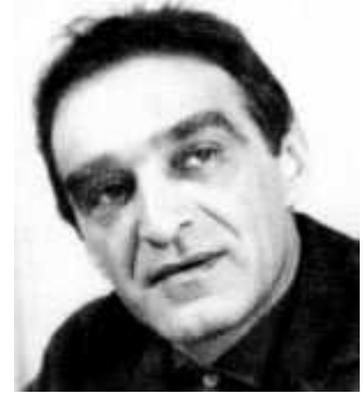
be finden!
bewohner geworden, die unterjocht waren und sich in einem Zustand von Rechtlosigkeit, Hunger und Elend befanden? Solche Worte im Munde eines Kirchenführers klingen angesichts der Wirklichkeit wie blutiger Hohn. Unbegreiflich ist ferner, daß Bischof Schönherr vor einiger Zeit sagen konnte, die Lage der Christen in der DDR sei völlig normal.

Aber selbst wenn man solche Äußerungen entschuldigen will, ist es im höchsten Maße beschämend, daß in den Kirchen des Westens so viel Leisetreteri herrscht. Man will die Dinge nicht beim rechten Namen nennen. Man hält es weithin mit der Diplomatie des Schweigens.

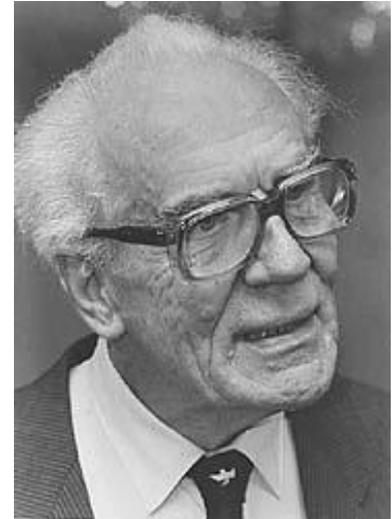
Aber diese Taktik ist grundfalsch. Sie bringt keine Hilfe. Die Emigranten aus dem Ostblock mahnen den Westen immerfort, seine anklagende Stimmen zu erheben. Nur dadurch werde manchen geholfen. Die kommunistischen Machthaber haben ihre empfindlichen Stellen. Sie tun zwar viel Böses, aber sie möchten es geheim halten, weil sie genau wissen, daß es ihnen in der Weltöffentlichkeit schadet.

Deshalb darf nicht geschwiegen werden, es muß geredet werden. Die Frage nach den Menschenrechten und nach der Glaubensfreiheit darf nicht verschwinden. Wir müssen ohne Haß und Fanatismus gegen das Unrecht protestieren, das Menschen in vielfacher Weise angetan wird. Wenn die Stimmen der Freiheit verstummen, dann wird es dunkel in Europa und in der Welt.

Insbesondere müssen sich die Kirchen mahnen lassen, daß sie der marxistischen Gottlosigkeit widersprechen, die der Welt das Gesetz des Unglaubens aufzwingen will. Hier gibt es kein Wenn und Aber, kein Sowas als Oben, sondern nur die Kräfte der Barmherzigkeit.



Vítězslav Gardavský
(1923–1978)



Albrecht Schönherr
(1911–2009)

Thron und Altar

Zum Treffen des Staatsratsvorsitzenden Honecker mit den evangelischen Landesbischöfen

Glaubensmüdigkeit und gleichgültige Haltung in religiösen Fragen führen keineswegs automatisch zu einer »gesunden« Verweltlichung des gesellschaftlichen Bewußtseins. Das aggressive Vorrücken des Islam nicht nur im sozialistischen Jugoslawien und der Einbruch der sektiererischen »Jugendreligionen« in die mitteleuropäische Bürgerlichkeit sind erste und sehr ernste Quittungen für eine jahrzehntelange Protektion des Indifferentismus, für die Verwechslung von Toleranz mit Gleichgültigkeit.

Auch die kommunistische Staatsführung in Ostberlin hat heute mit Problemen zu ringen, die mittelbar aus der keineswegs von ihr verursachten, von ihr jedoch kräftig geförderten Schwächung des lebendigen Glaubens resultieren.

Auf der letzten Synode des Evangelischen Kirchenbundes der DDR in Herrnhuth ist auf die Zunahme selbstmordgefährdeter und »dissozialer« (d. i. ein sozialistischer Euphemismus für »asozial«) Kinder und Jugendlicher hingewiesen worden. Von den jetzt 15 Prozent hat man auf 20 Prozent »dissozialer« Erwachsener in den nächsten Jahrzehnten hochgerechnet, die im sozialistischen Milieu keinen Halt finden, aber auch keine Verbindung mehr zur Kirche halten.

In der Nachkriegszeit hat man mit einer solchen Entwicklung weder in Moskau noch in Pankow gerechnet. Man hat sich naiver-

weise einen politischen Vorteil von der Einflußminderung der Kirchen versprochen. Daher ist die verdeckte, aber immer gegebene Bereitschaft der Kirchenleitungen, gemäß dem 13. Kapitel des Paulus-Briefes an die Römer, dem Staate schlechthin und damit auch diesem Staat untertänig zu sein, höhnisch ignoriert worden. Theologische Befürworter eines Hineinwachsens der Kirche in den Sozialismus wie weiland der Leipziger Systematiker Emil Fuchs wurden allenfalls polemisch gegen konservativere Persönlichkeiten ausgespielt, SED-intern aber als die problematischeren, wenn nicht gefährlicheren Partner gekennzeichnet.

Der offizielle Atheismus des Staates, der nicht unbedingt kirchenfeindlich sein mußte, ist durch indirekte, aber sehr massive Förderung sozialistischer Pseudoreligiosität zum Widerpart des Evangeliums umgerüstet worden. So hat man seit 1954 die »Jugendweihe« als pseudosakrale Handlung propagiert und in den letzten zwei Jahrzehnten für jetzt 96 Prozent der 14jährigen dadurch »attraktiv« gemacht, daß der schulische und damit der berufliche Aufstieg von der Teilnahme an der »Jugendweihe« abhängig sind.

Andererseits – der sozialistische Staat hat sich bisher nie die Kraft zugetraut, marxistisch konsequent zu sein, »reinen Tisch« zu machen, die Kirchen gesetzlich aufzulösen und das Christentum zu verbieten. Der Staat zahlt kontinuierlich Zuschüsse nicht nur für die diakonischen und karitativen Werke der

Kirchen, sondern auch zur Pfarrerbesoldung und für die Ausbildung der jungen Theologen. Auf dem Papier der Verfassung (auch der revidierten Fassung von 1974) sind sogar freie Religionsausübung und kirchliche Selbstverwaltung und selbstverständlich auch die Nicht-Diskriminierung von Christen garantiert.

Da es aber in der DDR weder eine Verfassungsgerichtsbarkeit noch auch nur Verwaltungsgerichte gibt, kann ein Bürger die ihm oder seinen Kindern etwa wegen des Glaubensbekenntnisses widerfahrte Benachteiligung durch die Behörden keineswegs gerichtlich überprüfen lassen. Er ist als Bittsteller auf den Eingaben- und Petitionsweg verwiesen, wo über seine Beschwerden von denjenigen Dienststellen entschieden wird, die die fraglichen Verwaltungsakte zu vertreten haben.

So ist die Konfliktsituation zu erklären, in welche heute christliche Eltern geraten können. Über die allgemeine Benachteiligung aller Bürger hinaus – nämlich in der DDR von politischer Mitbestimmung durch freie Wahlen ausgeschlossen zu sein – muß der Gläubige mit beruflicher und also mit materieller Zurücksetzung rechnen.

Je größer der Erfolg eines Geistlichen in der Verkündigung bei der Jugend ist, desto

gewisser erscheint er den Eltern als ein Hindernis für den sozialen Aufstieg ihrer Kinder. Die Selbstverbrennung des Zeitzer Pfarrers Oskar Brüsewitz im August 1976 ist wesentlich aus diesem Dilemma zu verstehen.

Wer sich heute im Westen über den kirchlichen Glauben in der DDR informiert, muß also bedenken, daß es sich derzeit zwar um ein Diaspora-Christentum handelt, eine Erneuerung der Volkskirche aber nicht ausgeschlossen erscheint. Zwar werden sich schwerlich noch 59 Prozent der Bevölkerung als protestantisch und acht Prozent als katholisch bekennen, wie es bei der letzten religionsstatistisch relevanten Volkszählung 1964 noch gewesen ist.

Andererseits werden die dem persönlichen Aufstieg nicht dienlichen pseudoreligiösen Riten wie »Namensweihe«, »sozialistische Eheschließung« und vor allem die »sozialistische Beerdigung« noch weithin von der Bevölkerung abgelehnt – ein Indiz für die innere Schwäche des Sozialismus im spirituellen Bereich. Erich Honecker erscheint somit keineswegs schlecht beraten, wenn er den bisherigen Kurs der SED-Kirchenpolitik überdenken läßt und das den Kirchenleitungen auch signalisiert.

Heutzutage sollte auch der letzte begriffen haben, daß ohne Gesellschaftsbewußtsein unser Lebensboden verkarstet.

Helmut Diwald

ANHANG 5

Aus DIE ZEIT 14. 10. 1977

Der Philosoph Leszek Kolakowski,
der 1969 Polen verließ und heute in
Oxford lehrt, erhält am Sonntag
in Frankfurt den Friedenspreis
des Deutschen Buchhandels.

Zeit 14.10.77

Marxismus ist das Opium des Volkes

Ein ZEIT-Gespräch mit
Leszek Kolakowski / Von Fritz J. Raddatz

1 F. J. R.: Der Untertitel Ihres Buches „Der Mensch ohne Alternative“ heißt: „Von der Möglichkeit und Unmöglichkeit, Marxist zu sein“. Könnten Sie diese Nicht-Alternative erläutern?

L. K.: Der Marxismus, wie ich ihn heute sehe, ist als allumfassende Lehre unfruchtbar. Man kann ihn allenfalls als wichtigen Beitrag sehen, die vergangene Geschichte besser zu verstehen — aber in einem sehr vagen Sinne. Im strengen Sinne nämlich ist der Historische Materialismus absurd. Und im „losen“ Sinne ist er trivial, wenn es auch wahr ist, daß das, was vom Marxismus als allgemeines Gut angenommen war, trivial wurde, dank Marx. Die Behauptung, der wirkliche Wert der Waren sei nichts anderes als die kristallisierte Arbeitszeit, hat etwa so viel Erklärungskraft wie die analytische Feststellung, Opium wirke einschläfernd, weil es eine einschläfernde Kraft besitze.

F. J. R.: Wenn das so ist, wie erklären Sie, daß so viele Menschen den Marxismus als Methode akzeptieren und anzuwenden suchen?

L. K.: Man darf nicht sagen, daß Marxismus eine Methode der Geisteswissenschaften darstellt; vielmehr ist er als politische Ideologie eingesetzt. Und die ist die Quelle irrationaler Hoffnung.

F. J. R.: Was genau heißt das?

L. K.: Wenn man die Funktionen des Marxismus als ein Legitimationsinstrument in den kommunistischen Staaten beiseite läßt, gibt diese Theologie den Glauben, daß alle menschlichen Probleme und alles Böse eine fertige und einfache Lösung haben; und diese ist auch immer bereit, den Feind zu zeigen, der diese Lösungen nicht zuläßt. So ist Marxismus ein wirksames Instrument, zugleich Hoffnung und Haß zu organisieren.

F. J. R.: Sie überspitzen natürlich. Wenn Sie marxistischen Denkkategorien zumindest die Möglichkeit historischer Analysen zubilligen, müßten Sie eigentlich auch das Recht auf Ableitung aus solchen historischen Interpretationen zustehen. Auch medizinische Therapie entsteht ja aus Analysen.

L. K.: Nein. Lassen wir die Medizin beiseite. Geschichte ist keine Naturwissenschaft. In der Medizin ist der Mensch ihr Objekt, in der Geschichte ihr Subjekt. Deshalb kann es keine historischen „Gesetze“ geben, die in irgendeine Zukunft hinein wirken. Deshalb ist auch die Idee einer gesellschaftlich vollkommenen, nicht-antagonistischen Einheit Schwindel. Der marxistische Glaube daran ist gefährlich.

F. J. R.: Gefährlich? Sehen Sie in der eschatologischen Idee einer harmonischen Gesellschaft ohne Widersprüche die Gefahr der Despotie?

L. K.: Genau das. Es ist eine verordnete „Harmonie“, die einer — oder mehrere — verordnen.

F. J. R.: Setzt hier Ihr neuer Begriff des Mythos ein, sozusagen dagegengesetzt: auch gegen Blochs „Prinzip Hoffnung“? Ist für Sie Utopie = Illusion = Despotie eine Gleichung?

2 L. K.: Bloch ist mir zu vage, als daß man ihm auch nur das vorwerfen könnte. Ich habe nichts Gemeinsames mit dem „Prinzip Hoffnung“ in diesem Sinne. Daß diese Welt verbesserungsbedürftig ist, darüber zu streiten wäre kindisch. Daraus aber den Gedanken an eine erreichbare vollkommene Gesellschaft herauszukristallisieren, scheint mir kindlich.

F. J. R.: Ist damit Ihr Begriff des Mythos nicht ein gänzlich rationaler? Ein Begriff der Hoffnungslosigkeit?

L. K.: Nein, gegen den Begriff „hoffnungslos“ wehre ich mich entschieden; für mich ist Mythos nichts Abschätziges. Zum Mythos, zu mythologischen Grundlagen „Ja“ zu sagen — das kann uns die Kraft geben, in diese Welt eingewurzelt zu sein; ohne diese Grundlagen gibt es keine wirkliche Anerkennung moralischer Werte. Wir brauchen die Möglichkeit, eigenes Tun als Akzeptieren der Welt zu verstehen.

F. J. R.: Also doch rational.

L. K.: Sie können Vernunft nicht ausklammern aus dem Tun der Menschen. Aber diese Vernunft muß zu der Erkenntnis führen: Es gibt keinen Sinn in der Welt, keine Pflichten, keine Sünde. Nichts hat einen Sinn. Sinn ist von uns willkürlich oder durch Glauben der Welt, der Geschichte oktroyiert — empirisch ist er weder beweisbar noch deduzierbar.

F. J. R.: Ist die „Philosophie der Skepsis“ Leszek Kolakowskis Gegenentwurf zur „Philosophie der Praxis“, wie Gramsci den Marxismus nannte?

L. K.: Der Marxismus ist eine Schein-Mythologie, die der Geschichte Sinn verleihen will.

Medizin
↕
Geschichte

Marxismus ist entarteter Mythos. So, wie Theologen immer gesagt haben: „Der Teufel ist der Affe Gottes.“ Das Marxsche Konzept von der Selbsterlösung des Menschen ist Aberglaube; und aller Aberglaube birgt die Gefahr der Gewalt. Wenn nämlich die ganze Versöhnung mit uns, mit der Welt, mit der Natur nicht nur möglich, sondern notwendig ist, dann ist der Kommunismus als promethische Selbsterlösungslehre gleichzeitig eine Lehre der Gewalt. Und zwar ohne Legitimation — denn nirgendwo wird gesagt, warum Geschichte in diese Richtung arbeiten soll, an deren Ende Glück steht.

F. J. R.: Sie rekurren also auf Freud, auf dessen Ablehnung des „Anspruchs auf Glück“?

L. K.: Empirisch gibt es den nicht. Geschichte ist eine Reihung von Wundern und Zufällen. Alles ist Zufall. Wenn wir versuchen, da Ordnung hineinzubringen, geschieht es, weil der Gedanke ziemlich unerträglich ist.

F. J. R.: Also doch eine Philosophie der Hoffnungslosigkeit? Menschen brauchen aber Glück, brauchen die Hoffnung auf Glück.

L. K.: Deswegen brauchen sie Mythen. Nur: die humanistischen Mythen sind gefährlich. Bona fide kann man nicht glauben, daß etwas zugleich oktroyiert und objektiv vorhanden ist.

F. J. R.: Dann müßte ich Sie jetzt um eine Definition Ihres Mythos-Begriffs bitten.

L. K.: Ich spreche von religiösen Mythen. Von Vorgefundenem, nicht Produziertem. Die humanistische Ablehnung des Tradierten und der humanistische Glaube an Sinnverheißung haben sich verwandelt in die Rechtfertigung des Despotismus. Der Begriff Subjekt hat sich verschoben — Subjekt dieser promethischen Leistung ist jetzt die Gesellschaft — weswegen der einzelne zum Eigentum der Gesellschaft wird. Damit wird dem wahren Subjekt — also dem einzelnen Menschen — abgesprochen, einen eigenen, unübertragbaren, unaustauschbaren Wert zu haben. Ohne aber daran zu glauben, kann die Menschheit, wie wir sie kennen, nicht überleben. Und da das nicht nachweisbar ist, muß man im Sinne eines mythologischen Kontinuums daran glauben. Werte kann man nicht beweisen wie Fieber oder Haarausfall.

F. J. R.: Nun waren ja die Gesellschaftsformen, die sich in diesen religiösen Mythosbegriff eingebettet sahen, nicht frei von Despotismus.

L. K.: Nein. Aber trotz aller Monstrosität barg der christliche Glaube immer die Überzeugung des Wertes des einzelnen. Christlicher Despotismus entstand immer, wenn eine Lösung für alle Lebensgebiete — etwa das wissenschaftliche Denken — mit eingeschlossen werden sollte. Dieser Anspruch liegt nicht im Kern der christlichen Lehre. Ich glaube, bei einem Verzicht auf staatliche Belange gibt es despotiefreie Christlichkeit.

F. J. R.: Sie sagen bezeichnenderweise „ich glaube“. Angesichts der Wirklichkeit klingt das reichlich spekulativ. Sie erhalten in diesen Tagen

† einen „Friedenspreis“. Da müssen Sie sich gefal- len lassen, daß man Sie nach dem Praktikablen Ihrer Theorie befragt. Und Ihrem Konzept von despotiefreier Christlichkeit braucht man eigentlich nur wenige Namen oder Substantiva entgegenzuhalten, die keiner Erläuterung bedürfen: Mussolini, Franco, Auschwitz, Pius XII., Chile.

L. K.: Das sage ich ja eben: Verbindet sich die Kirche mit der weltlichen Macht, identifiziert sie sich auch mit Despotismus, weil das Christentum in einer gewissen Epoche zur universellen Bewußtseinsform wurde, mit den Ansprüchen, die Rezepte auf gute soziale Ordnung zu heben. Es hat aber keine solchen Rezepte, es gibt nicht so etwas wie den christlichen Staat oder christliche, ökonomische Ordnung. Trotzdem kann niemand in unserer Kultur ohne Christentum denken, ohne Christentum sein.

F. J. R.: Sind Sie Christ?

L. K.: Nicht im Sinne der Zugehörigkeit zu einer Kirche oder Sekte. Aber ich sehe mich als Teilnehmer einer lebendigen, christlichen Kultur. Der Mensch ist gut und böse; das Böse ist lebendig. Ich glaube an die These von der Erbsünde.

F. J. R.: Ist dies der Kern Ihres Dissens' mit marxistischen Denkkategorien? Denn das heißt ja: Der Mensch ist nicht änderbar.

L. K.: Der Mensch ist nicht zufällig böse.

F. J. R.: Also absichtlich?

L. K.: Nein, unvermeidlich.

F. J. R.: Ich spreche also hier in Oxford mit einem Schopenhauer aus Warschau?



L. K.: Das haben Sie gesagt. Ich predige keine Hoffnungslosigkeit. Aber zuviel Hoffnung heißt auch zuviel Frustration, zuviel Niederlage-Gefühl. Ich predige eher Mißtrauen gegen alle weltliche Eschatologie. Deshalb scheint mir auch der „demokratische Sozialismus“ kein Modell. Das ist eine Sammlung von sozialen Werten, die wir teilweise verwirklichen können, aber von denen man auch wissen muß: nie werden sie alle zugleich verwirklicht werden.

F. J. R.: Woher weiß man das?

L. K.: Aus der Erfahrung. Man kann nicht gleichzeitig allumfassende Planung und Autonomie der kleinen Einheiten haben. Beide — wie Freiheit und Gleichheit — begrenzen einander.

F. J. R.: Die Französische Revolution war also ein törichtes Mißverständnis?

L. K.: Egalité war damals ein rechtlicher Begriff. Jetzt ist er zur Gleichschaltung, Egalisierung verkommen. Es ist eine selbstzerstörende Lösung geworden. Demokratie und Kommunismus — es sei denn, man füllte diese Worte mit einem Sinn, der dem tradierten diametral entgegengesetzt ist — schließen einander aus. An das Gegenteil zu glauben, ist eine Farce.

☆

Die Preisverleihung und Kolakowskis Rede werden am Sonntag, 16. Oktober, um 12 Uhr im Fernsehen übertragen

Leszek Kołakowski
(1927–2009)

(Foto: Mariusz Kubik
CC BY 3.0)

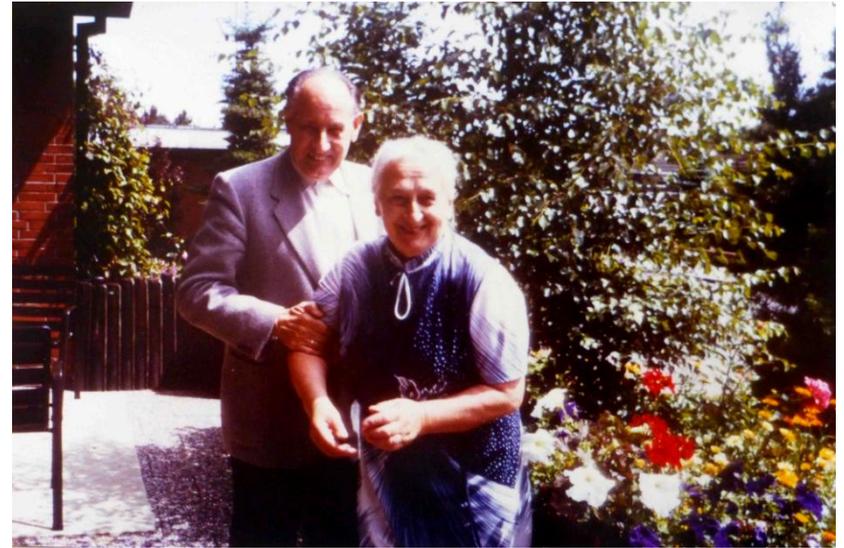
ANHANG 6

Brief an Sohn Christoph

B. S. 16. August 82

Lieber Christoph!

In Cadenberge erwähntest Du den Namen „Bastiansen“ in Verbindung mit Itzehoe. Ich versprach Dir darauf die Zusendung der von mir aufgezeichneten Kriegserinnerungen des Ingenieurs Paul Hermann Kalff, die ich im russischen Unterricht der VHS 1973–74 in Itzehoe mitschrieb, in denen (wie Du lesen wirst) der Mechaniker Bastiansen eine durchaus wichtige und gute Rolle spielt. Den Namen des Erzählers habe ich absichtlich geändert. Es passieren so allerhand böse, kuriose, gemeine Dinge in den Aufzeichnungen. Vielleicht kommst Du mal dazu, sie zu lesen und gibst sie mir gelegentlich zurück. Die von mir angefügten Artikel über den Marxismus habe ich überall zusammengesucht und fand sie gut: als Ergänzung der Schilderungen des Paul Kolb von dem „Sowjet-Paradies“, wie er es hautnah erlebte. Immerhin hat man ihn 8 Jahre dort gefangen gehalten, da sieht und hört man allerhand, vor allem



wenn man die Landessprache so fließend beherrscht. Ich glaube dem Autor jedes Wort!

Mein Füller hatte keinen „Tintensaft“ mehr. Ich muß erst neue Tinte besorgen, daher dieser Kuli, der meine Schrift noch unleserlicher macht.

Wir beiden grüßen Euch beiden herzlich

Ma und Pa